

Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation

Dangschat, Jens S.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL)

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dangschat, J. S. (2007). Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation. In J. S. Dangschat, & A. Hamedinger (Hrsg.), *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen* (S. 21-50). Hannover: Verl. d. ARL. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-318713>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation

Gliederung

- 1 Einleitung
 - 2 Die soziale Bedeutung des Raumes
 - 3 Der Stand der Ungleichheitsforschung in Deutschland
 - 4 Neue soziale Milieus und Lebensstile
 - 5 Residenzielle Segregation
 - 6 Unklarheiten, Ausgeblendetes, Übergangenes
- Literatur

1 Einleitung

Die Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und den Siedlungsstrukturen sind nicht gerade umfangreich und reduzieren sich häufig auf die Banalität, dass die räumlichen Bedingungen das Verhalten beeinflussen resp. das Verhalten von Menschen den Raum verändert. Wie genau, das sei wiederum nur schwierig zu ermitteln, zumal man rasch in das Henne-und-Ei-Dilemma gerate. Städtebauer und Architekten machen es sich in dieser Frage bisweilen sehr einfach, da sie häufig fest an den Determinismus gebauter Strukturen glauben. Mit diesem Blickwinkel wird zudem ein Raumverständnis deutlich, nach welchem der gestaltete Raum als „Kulisse“ sozialen Handelns angesehen wird, welche Menschen dazu animiert, in bestimmte Rollen zu schlüpfen. In diesem Zusammenhang gibt es eine Wiederbelebung der Vorstellung, dass „gute Architektur“ nicht nur Wirtschaftswachstum fördere, sondern auch die soziale Kohäsion durch Identifikation mit „neuen ‚landmarks‘“ herbeiführe (s. dazu Beispiele aus „Umbau Ost“).

Das Raumverständnis der überwiegenden Zahl der Sozialwissenschaftler/innen und in großen Teilen auch der Geographinnen und Geografen reduziert sich auf eine beschreibende und klassifikatorische Sicht, bei der ein „Raum“ auf einen Ort resp. ein Territorium reduziert wird, der/das als Behälter mit Rauminhalten wie bestimmten Kategorie von Menschen (als Anteilswerte oder Mengen), baulichen Strukturen (Wohnungen bestimmter Art, Arbeitsplätze) resp. Infrastrukturen „angefüllt“ ist. Die Ursache für diese spezifisch fachliche Sichtweise ist, dass in den Sozialwissenschaften der Raum lange als eine materielle ‚Quantité négligeable‘ galt. Nach Durkheim sollte „Soziales“ nur durch „soziale Phänomene“ erklärt werden und „Raum“ daher als „nicht soziales“ Materielles (Steine, Beton, Landschaft) resp. Funktionales (Infra- oder Wohnbaustrukturen) einer „Umwelt“ angesehen werden. Er war damit weder Ausdruck gesellschaftlicher Macht und Herrschaft noch eine das Verhalten beeinflussende Größe.

Ein anderer Grund, warum der Raum aus den sozialwissenschaftlichen Theoriebildungen verdrängt wurde, bestand in der Ubiquitätsannahme von Raum bei allen

gesellschaftlich relevanten Handlungen – das heißt, man maß dem Raum keine sozial selektive Bedeutung als Handlungskontext bei. Damit kam die Möglichkeit, dass der Raum auch die Ursache von gesellschaftlichen Differenzierungen sein könnte, kaum in Betracht.

Im Rahmen wissenschaftlicher Arbeitsteilung ist man lange davon ausgegangen, dass in der Segregationsforschung die nötigen wissenschaftlichen Erkenntnisse über den Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und Siedlungsstrukturen zusammengetragen werden. Innerhalb der Debatte der „Raumfachleute“ wurde jedoch nicht nur mit Hilfe des Behälter-Raum-Konzepts, sondern auch mit einem sehr reduzierten Verständnis von sozialer Ungleichheit gearbeitet, das sich eher an veralteten Modi orientiert,¹ resp. die Komplexität des Zusammenspiels mehrere Merkmale sozialer Ungleichheit auf die isolierte Betrachtung einzelner Merkmale reduziert.² Umgekehrt hat die Raumkategorie für die Wissenschaftler/innen im Bereich der sozialen Ungleichheit praktisch keine Bedeutung, allenfalls tauchen – beispielsweise bei Hradil (1987: 32 und 43) – Kategorien wie Wohnraumversorgung resp. die Zugehörigkeit zu Bundesländern (als Indikator für ungleich verteilte Chancen am Arbeitsmarkt durch regional unterschiedliche Arbeitslosenquoten, d. h. als ein „Zuweisungsmerkmal“ sozialer Ungleichheit) auf. Dass aber der Raum – neben Ausstattungs- und Erreichbarkeitsdefiziten – durch das Image (Adresse als Zuschreibung im Sinne von Lokalisationsprofilen resp. zur Diskriminierung auf dem Lehrstellenmarkt; vgl. Bourdieu 1991), durch Planwertgewinne oder durch eine spezifische soziale oder lokale politische Kultur (der Toleranz und Offenheit oder der Ausgrenzung und Diskriminierung resp. des bürgerschaftlichen Engagements, vgl. Heitmeyer und Anhut 2000) gekennzeichnet ist – das hat in der Regel für die Analysen im Rahmen der Ungleichheitsforschung bislang keine Bedeutung.

Innerhalb der Segregations-/Konzentrationsdebatte wird zudem nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Spektrum des Zusammenhangs von sozialer Ungleichheit und Siedlungsstruktur gewählt: die sozial selektive Form der Verteilung der Wohnstandorte. Ob dieses der Ausdruck der relativ freien Wahl am Wohnungsmarkt ist (und damit dem Wunsch nach Abstand/Nähe zu anderen sozialen Gruppen entspricht), das Resultat von zweit- und drittbesten Lösungen (also Umwertungen bedeutet) oder gar von Zwängen und eindeutigen Zuweisungsprozessen, wird kaum diskutiert. Damit ist völlig unklar, ob und für wen Segregation eine bewusste räumliche Distanzierung gegenüber anderen sozialen

¹ So werden in der Regel nach wie vor Merkmale der sozialen Schichtung resp. des Lebenszyklus innerhalb der Segregationsforschung angewandt – Kategorien, die innerhalb der Ungleichheitsforschung eindeutig an Bedeutung verloren haben (vgl. Berger und Vester 1998). Es liegen bislang kaum Segregationsanalysen nach Kategorien von sozialen Milieus und/oder Lebensstilen vor (als Ausnahme vgl. Berking, Neckel 1990; Helbrecht 1997; Eder 2003; s. auch die Beiträge von Eder Sandtner, Schneider-Sliwa und Spellerberg, beide in diesem Band).

² Das wiederum liegt daran, dass Segregationsberechnungen auf den Grundlagen amtlicher Statistiken aufbauen, die in der Regel einzelne Merkmale isoliert voneinander darstellen. Die Aggregation dieser Merkmale lässt allenfalls zu, bezogen auf räumliche Einheiten jeweils die Anteile bestimmter Merkmalsklassen mathematisch-statistisch in Zusammenhang zu bringen, schafft jedoch keine Erkenntnis über das Zusammenwirken einzelner Merkmalsausprägungen. Mit dieser Vorgehensweise besteht zudem die große Gefahr von ökologischen Fehlschlüssen. Darüber hinaus wird das Verständnis für die Bedeutsamkeit einer sozialen Lage für die Wahrnehmungen, Bewertungen, Standortentscheidungen und das Verhalten im Raum durch die logischen Regeln der linearen (oder ihr nahestehenden) Algebra ersetzt.

Gruppen ist, ob diese – wenn sie eintritt – überhaupt in dieser Weise wahrgenommen, gewünscht oder billigend in Kauf genommen wird.

Darüber hinaus gibt es neben der Wohnstandortwahl weitere raumbezogene Verhaltensweisen, über welche Einfluss auf die Siedlungsstrukturen genommen wird, wie beispielsweise die Nutzung des öffentlichen Raumes oder die räumliche Mobilität. Während im letzten Fall der Zusammenhang zwischen Siedlungsstrukturen (als prägender, oftmals determinierender Faktor) und raumbezogenen Verhaltensweisen durchaus thematisiert wird, wird der Einfluss unterschiedlicher Siedlungsstrukturen auf die Segregation/Konzentration beispielsweise in der vergleichenden Stadtforschung in der Regel völlig vernachlässigt.

Auch wenn man bei der dominanten eingeschränkten Sichtweise der sozial selektiven Wohnstandortwahl, die zu ungleichen Verteilungen sozialer Gruppen im Raum führt, bleibt, entsteht das gravierende Problem der Bewertung dieser Phänomene. Obwohl die empirischen Belege entweder bislang nicht erbracht wurden oder allenfalls schwach sind, hat sich im Bewusstsein der Planer/innen und Politiker/innen – auf Einschätzungen seitens der Sozialwissenschaftler/innen aufbauend – die These verfestigt, dass „einseitige Bevölkerungsstrukturen“ abzulehnen seien. Die Ablehnung der räumlichen Konzentrationen von eher unerwünschten Personengruppen dominiert – wenn auch deutlich seltener als früher – nach wie vor, sodass als Planungs- und Steuerungsziel eine Gleichverteilung sozialer Gruppen in der Stadtregion angestrebt wird. De facto ist es jedoch nach wie vor eine offene Frage, für wen eine Konzentration die Lebensbedingungen positiv oder negativ beeinflusst. Die Antwort darauf hat nicht nur eine akademische, sondern auch eine praktische Relevanz.

Mit diesem Beitrag wird daher das Ziel verfolgt, die Erkenntnisse der sozialwissenschaftlichen Raumforschung und der Ungleichheitsforschung auf den Stand der Segregationsforschung zu beziehen, um abschließend die normative Frage der Einschätzung dieser Konstellationen zu diskutieren. Es sind also fünf Schritte vorzunehmen:

- a) die Darstellung der sozialwissenschaftlichen Debatte um den „Raum“, die für die raumgestaltenden Professionen bedeutsam sein sollte.
- b) die Darstellung des Standes der Forschung über soziale Ungleichheit, der momentan voller Widersprüche über Umfang, Bedeutung und dominante Ungleichheitsdimension ist.
- c) Dann ist der Stand der Segregationsforschung zu skizzieren, um den Ertrag für das Wissen über die Zusammenhänge der gesellschaftlichen Organisation im Raum zu verstehen sowie die Möglichkeiten zu deren Steuerung zu eruieren.
- d) Darüber hinaus ist die relative Bedeutung der Wohnstandorte sozialer Gruppen für unterschiedlich benachteiligende Lebensbedingungen, für Einstellungen und Verhaltensweisen zu bestimmen und über andere Formen der sozial selektiven Nutzung von Raum nachzudenken.
- e) Schließlich ist der normativen Frage nicht auszuweichen, welche Art und Intensität residenzieller Segregation als Problem angesehen wird und mit welchen Mitteln unter welcher Zielsetzung mit diesem Phänomen umgegangen werden soll oder kann.

2 Die soziale Bedeutung des Raumes

In der Siedlungssoziologie hat sich Bernd Hamm sehr frühzeitig mit der gesellschaftlichen Bedeutung des Raumes auseinandergesetzt: „Jede Art sozialer Organisation beruht auf Gemeinsamkeiten ... oder eben auf der Gemeinsamkeit des Raumes. ... Raum ist ein Strukturierungsmoment sozialer Organisation“ (Hamm 1982: 23). Als spezielle Soziologie, welche die „gesellschaftliche Organisation im Raum“ zum Gegenstand hat (vgl. Friedrichs 1983), sollte Siedlungssoziologie „... demzufolge ein System (sein), dessen Elemente Raum und Verhalten auf ihre wechselwirkenden Abhängigkeiten geprüft werden. Es folgt daraus zwingend, dass soziologische Konzepte raumbezogen definiert werden müssen“ (Atteslander, Hamm 1974: 23).

Schon sehr früh distanzierte sich Hamm (1982: 24) vom dominanten Behälter-Konzept der Geografie und Stadtsoziologie: „Wenn nun Raum ... nichts anderes wäre als ein bloßes Gefäß, in dem die sozialen Beziehungen ablaufen, die von ihm gänzlich unabhängig sind, dann ist der Raum allenfalls auf einer deskriptiven Ebene interessant, aber völlig unfruchtbar für eine Erkenntnis dessen, worauf es einer solchen Soziologie ankäme: von sozialer Organisation nämlich.“ Allerdings hat er in seinen siedlungssoziologischen Studien selbst diese Forderung kaum erfüllt und ist bei seinen faktorialökologischen Studien bei typologischen Einordnungen von städtischen Teilgebieten verblieben.

Hamm (1982: 26) hat in seinen Arbeiten zudem auf eine weitere Bedeutsamkeit des gesellschaftlichen Raumes hingewiesen, nämlich dass sich Menschen nicht an Gegebenheiten eines allgemeingültigen „objektiven“ Raumes orientieren, sondern die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata sowie die raum- und zeitgebundenen Kontexte handlungsleitend sind:³ „Eben darin liegt die soziologische Bedeutung des Raumes begründet, dass er nicht existiert außer in unserer Wahrnehmung und dass diese Wahrnehmung immer und unausweichlich durch soziale Bezüge vorgeformt und vermittelt stattfindet“ (Hamm 1982: 21).

Während Hamm aus systemtheoretischer Sicht vor allem das Handeln im Raum begrifflich zu fassen suchte,⁴ hat Dieter Läßle (1991) seinen Ansatz des gesellschaftlichen Raumes aus einer kritischen Sicht auf die bestehenden Raumvorstellungen und aus makrotheoretischer Sicht formuliert. Demnach sollten gesellschaftliche Räume aus ihrem qualitativen, d. h. gesellschaftlichen Funktions- und Entwicklungszusammenhang erklärt werden, d. h. dass die gesellschaftlichen Kräfte, die das materiell-physische Substrat und damit auch die Raumstrukturen formen und gestalten, einbezogen werden sollten. Dazu entwirft er die Vorstellung einer Raum-Matrix, welche „eine formschaffende und gestaltgebende, stets im Prozess (sich) befindende Wirkungsgröße (ist), während die Raumstruktur eine ... Manifestationsform bzw. Wirkung der ersten ist“ (Läßle 1991: 196).

³ Diese Position hat in starkem Maße auch der Soziologe Norbert Elias mit seinem Figurationsansatz vertreten, den er allerdings nie explizit auf den Raum angewendet hat.

⁴ In diesem Zusammenhang hat er jedoch auch das institutionelle Handeln, hier insbesondere das der Stadt- und Regionalplanung, explizit mit angesprochen – in seinem späteren Ansatz unterscheidet Läßle (1991) die beiden Handlungsebenen (s. u.).

Er kommt dabei zu vier analytisch unterscheidbaren, de facto jedoch nicht voneinander trennbaren Elementen des gesellschaftlichen Raumes,⁵ welche in der Literatur weitgehend akzeptiert wurden (s. auch den Beitrag von Läßle und Walter in diesem Band):

1. materiell-physisches Substrat gesellschaftlicher Verhältnisse, materielle Erscheinungsform und gesellschaftlich produziert (Nutzungen der Natur, Artefakte, Menschen in ihrer Leiblichkeit), eingebunden in Biosphären-Totalität;
2. gesellschaftliche Interaktions- und Handlungsstrukturen, soziale Akteure und ihre klassenmäßige Differenzierung, lokal spezifische Klassen- und Machtverhältnisse;
3. institutionalisiertes und normatives Regulationssystem, umfasst Eigentumsformen, Machtbeziehungen, Gesetze, Stadt- und Regionalplanung sowie soziale und ästhetische Normen;
4. räumliches Zeichen-Symbol- und Repräsentationssystem, kognitive Erkennbarkeit der sozialen Funktion der Artefakte wie Gebäude, beinhaltet hoch selektive Gebrauchsweisen, die räumliches Verhalten der Menschen strukturieren, materiell-räumliche Struktur hat kollektives Gedächtnis.

Das Angebot ist also ein Verständnis von Raum,

- dessen konkrete materielle Erscheinungsform (der Wohnbauten- und Infrastrukturen, der Qualität des gebauten Raumes und der unterschiedlichen Erreichbarkeiten) nicht nur schlicht gegeben ist,
- sondern unter gesellschaftlichen Machtbedingungen, Interessenlagen und Verordnungen seine Erscheinungsform erhält (produziert bekommt), was über Regularien (wie beispielsweise das Planungsrecht) hergestellt und über den Markt weiterentwickelt wird und so die Orte mit mehr oder weniger starken Unterschieden der Wohnqualität und Erreichbarkeit mit Preisen versieht;
- der in seiner Bedeutung maßgeblich auch durch die Interaktionsformen der Menschen im Raum bestimmt wird, welche in sozialen Prozessen den lokal gebundenen Sinn herstellen, wobei die Akteure nicht „Menschen an sich“ (wie in der Wahrnehmungs-, Umwelt- und Architekturpsychologie) sind, sondern gerade durch Merkmale sozialer Ungleichheit gekennzeichnet sind; die Menschen handeln also mit unterschiedlichen Ressourcen-Konstellationen, aber eben auch vor dem Hintergrund von jeweils spezifischen, im Sozialisationsprozess gelernten Rollenmustern (vgl. Löw 2001) und
- dessen symbolische Wirkung (aus gebauter Umwelt, d. h. aus städtebaulichen und architektonischen Elementen, aber eben auch aus der sozial differenzierten Sichtbarkeit der Akteure, ihren Toleranzmustern, Lebensstilen und Aktionsräumen) in Wahrnehmungs- und Bewertungsvorgängen ermittelt wird, d. h. Orte und Territorien werden über deren Symbolik von Individuen vor deren jeweiligem Erfahrungshintergrund, aber auch in den raum- und zeitgebundenen sozialen Kontext eingebunden rekonstruiert.

⁵ Hamm (1982: 27) kam zu drei Dimensionen – a) „den Raum, den wir hier in einem sehr allgemeinen Sinn als physische Umwelt bezeichnen wollen, wobei physische Umwelt eben auch die Physis, d. h. die Leiblichkeit der anwesenden Personen umgreift“; b) „die Regeln der sozialen Interaktion, d. h. des Miteinander-Kommunizierens der in der Situation anwesenden Personen“ und schließlich c) „die dem Raum anhaftende Symbolik“; sie sind weitgehend mit den vier Dimensionen bei Läßle identisch ist: b) ist 2. und 3. bei Läßle.

Soziale Ungleichheit im Raum zeigt sich also in dreierlei Weise: a) materiell durch die Verfügbarkeit und die Einsetzbarkeit der vorhandenen Ressourcen unter Berücksichtigung der Constraints der einzelnen im Raum befindlichen Akteure, b) in den Regulationsbedingungen des Raumes, welche die Ungleichheiten verstärken oder kompensieren⁶ und c) durch die ungleichheitsbedingt unterschiedlichen Formen der De- und Rekonstruktion der Orte (über deren Gebrauchsqualitäten, aber auch über deren Lebensstile als Symbole der sozialen Lage der anderen Akteure, welche die Art und das Maß der Raumergreifung (mit-) bestimmen) (vgl. Löw 2001).

3 Der Stand der Ungleichheitsforschung in Deutschland

Unter sozialer Ungleichheit werden innerhalb der Sozialwissenschaften jene personen-gebundenen Merkmale subsumiert, die entlang ihrer unterschiedlichen Ausprägungen innerhalb der Gesellschaft zu dauerhaften resp. verfestigten Vor- oder Nachteilen führen. In modernen kapitalistischen Ländern steht der unterschiedliche Zugang zu marktvermittelten Gütern im Mittelpunkt, aber auch Bereiche, welche die Forderung nach Chancengleichheit unterschiedlich umsetzen (Bildung und Ausbildung, Gesundheitsversorgung und soziales Sicherungssystem, Wohnraum und Grundnahrungsmittel etc.).

Standen zu Beginn der Soziologie die Klassengegensätze der frühindustriellen Periode im Mittelpunkt der Ungleichheitsforschung, so wurden parallel zur Ausweitung und Ausdifferenzierung der Mittelschichten sowie infolge des Herausbildens des keynesianischen Wohlfahrtsstaates die Schichtungs-Modelle zur Beschreibung gesellschaftlicher Ausdifferenzierung dominant. Seit den 1980er-Jahren gelten in Deutschland innerhalb des Mainstreams der Ungleichheitsforschung auch die Schichtungsmodelle eher als überholt, weil sich der Zusammenhang zwischen Bildungsstand, beruflicher Position und Einkommen (den drei zentralen Schichtungsmerkmalen) immer stärker lockerte (man spricht hier von „Status-Inkonsistenz“) und ein zunehmender Teil der Menschen nicht über sie eingeordnet werden konnte (Auflösung der Bedeutung der ‚meritokratischen Triade‘, vgl. Kreckel 1992: 94–106).

Als schließlich deutlich wurde, dass andere Merkmale für die soziale Ungleichheit an Bedeutung gewannen, wurde in den 1980er-Jahren der Paradigmenwandel zu den sog. „neuen sozialen Ungleichheiten“ eingeleitet – vorwärtsgetrieben im Übrigen von einer Schar jüngerer Wissenschaftler/innen, die alle aus der Münchner Schule von Bolte, dem „Vater der Schichtungstheorie“, stammten (Beck, Hradil, Berger, Kreckel, Sopp).

In diesem Kontext wurde der Milieu-Ansatz (Hradil) entwickelt, resp. die These der „Entstrukturierung“ und „Individualisierung“ (Beck) geprägt – in der Regel gegen die These der Spaltung der Gesellschaft in eine Zweidrittelgesellschaft, wie sie seit 1985 insbesondere innerhalb der ‚new urban sociology‘ der Stadt- und Regionalsoziologie als „sozialräumliche Spaltung der Stadt“ thematisiert wurde (Häußermann, Siebel, Läßle, Dangschat).

Aktuelle Ansätze zur Analyse sozialer Ungleichheit(en) in Deutschland gehen also überwiegend davon aus, dass sich die traditionellen Strukturen sozialer Ungleichheit (Schichtungen und Klassen) überlebt hätten und stattdessen resp. zusätzlich „neue“, quer

⁶ In der Regel führt eine Gleichbehandlung von Menschen mit unterschiedlichen Ressourcen-Constraints-Kombinationen (als Ergebnis sozialer Ungleichheit) zu einer Verschärfung der sozialen Ungleichheit.

zu den traditionellen vertikalen Dimensionen sozialer Ungleichheit liegende („horizontale“) Ungleichheitsdimensionen als bedeutsam herausgebildet haben. Man spricht von sozialen Lagen und sozialen Milieus (Hradil) und von gesellschaftspolitischen Milieus (Vester et al. 2001, s. auch den Beitrag von Geiling in diesem Band), resp. von Entstrukturierungen, resp. von Formationen „jenseits von Klasse und Stand“: von „entstrukturierter Klassengesellschaft“ (Berger), von Lebensstilen (Lüdtke, s. auch den Beitrag von Spellerberg in diesem Band) resp. davon, dass Lebensstile und Lebensweisen in einer „Freizeitgesellschaft“ (Schulze) alltäglich „zusammengebastelt“ (Hitzler, Beck; Beck-Gernsheim) werden könnten und müssten.

Gegenüber dieser spezifisch bundesdeutschen Position ist wiederholt Kritik formuliert worden,

- sei es, weil „im Namen Becks“ über dessen Thesen hinausgegriffen wurde und/oder er sehr einseitig interpretiert wurde (vgl. Konietzka 1995: 60–67),
- sei es, weil zwar ein in Deutschland aus den USA übernommener, sehr einseitiger Schichtungsansatz – zu Recht – kritisiert wurde, aber in der Kritik am Schichtungsansatz das wahre Potenzial des Geigerschen Schichtungs-Ansatzes und dessen Kritik nie angemessen eingeordnet wurde (vgl. Geißler 1985, 1994: 9–12),
- sei es, dass sich die bundesdeutsche Ungleichheitsforschung immer stärker von der Oberfläche der Erscheinungs- und Reproduktionsformen beeinflussen ließ und über die kulturellen und reflexiven Zugänge die materiell-strukturellen Ursachen übersah (vgl. Vester 1994; Dangschat 1997b; Diettrich 1999), oder
- sei es, weil der „Mainstream“ der bundesdeutschen Ungleichheits- und Armutsforschung aufgehört hat, nach den Ursachen für die als „neu“ apostrophierten Phänomene resp. für die „neuen Unübersichtlichkeiten“ zu fragen, geschweige denn mögliche Antworten zu formulieren (vgl. zur Kritik Dangschat 1995b, 1997c).

Es war Rainer Geißler, ein im Glauben an die anhaltende Bedeutung Geigerscher Schichtungsforschung nicht erschütterter Soziologe, der „die weitgehende Abwendung der Sozialstrukturanalyse von den Fragestellungen der Ungleichheitsforschung“ als „eine westdeutsche Besonderheit“ (1994: 7), als einen „westdeutschen Sonderweg“ (1996: 324) bezeichnet hatte. Geißler lässt offen, woran dieses liegt; meine These ist, es liegt überwiegend am nationalen Diskurs, d. h. an der Sichtweise und den Interpretationen der wissenschaftlichen Akteure und weniger an den hiesigen sozialen Verhältnissen selbst, die sich von denen anderer westeuropäischer Nationalstaaten nicht so wesentlich unterscheiden dürften.⁷ Wenn nicht die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen für

⁷ Bedenklich an den „neuen“ Ansätzen, die im Grundsatz Ende der 1970er- resp. zu Beginn der 1980er-Jahre formuliert wurden, ist, dass trotz einer deutlichen Zunahme und Verfestigung von Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezug, trotz zunehmender existenzieller Ängste in Mittelschichten und unter Jugendlichen, trotz zunehmender räumlicher Konzentration von Armut (in spezifischen Regionen und städtischen Wohnquartieren), trotz der Folgen der Vereinigung beider deutscher Teilstaaten in den Neuen Bundesländern, trotz veränderter Politikstile (insbesondere in der Arbeits-, Finanz-, Steuer- und Sozialpolitik) und trotz mentalitätsprägender Zwangsmobilität diese an den alten Interpretationen einer Epoche der bundesdeutschen (!) Geschichte orientiert sind, die sich durch eine relativ hohe soziale Integration auszeichnete, die jedoch längst als „Sonderfall“ im Sinne des „kurzen Traums immerwährender Prosperität“ (vgl. Lutz 1984) eingeordnet wurde. Nicht nur, dass sich die gesellschaftliche Situation in Deutschland grundlegend geändert haben dürfte, die Protagonisten der „neuen“ sozialen Ungleichheit scheinen auch – ganz im Gegensatz zu ihren eigenen impliziten oder expliziten Positionen – an eine lineare Entwicklung jenseits der Arbeits- resp. der Industriegesellschaft zu glauben.

derart große Unterschiede nationalstaatlicher sozialer Ungleichheiten verantwortlich zu machen sind, muss der Unterschied sozialer Strukturierung der nationalen Gesellschaften auf die Interpretationen, d. h. auf die wissenschaftlichen Akteure, deren Diskurs und die gesellschaftliche Reproduktion wissenschaftlicher Erkenntnisse zurückgeführt werden. Welche Motivation im Einzelnen vorliegt, ist bislang nicht systematisch untersucht worden und wird auch differenziert sein.

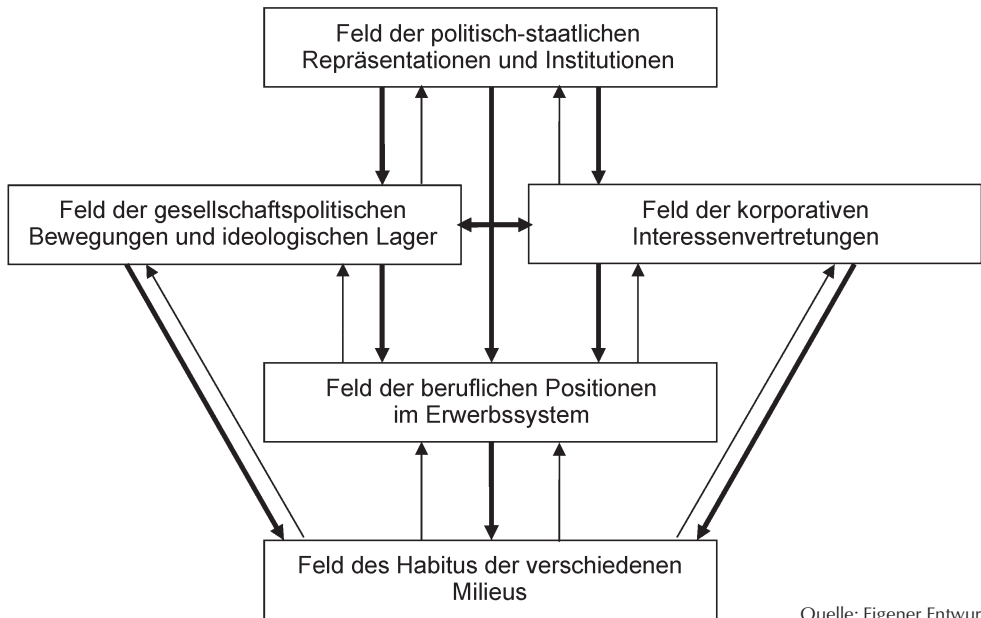
Wie schon in der Einleitung formuliert, gehen wir von einer Sichtweise auf soziale Ungleichheit aus, bei der das „Entweder – Oder“ von Strukturierung resp. Entstrukturierung dahingehend aufgelöst wird, dass von einem Bild ausgegangen wird, dass sich ständische, klassenförmige und schichtspezifische Strukturen in der Gesellschaft nach wie vor erhalten haben, sie unter Umständen nicht mehr so vordergründig sichtbar sind und durch eine Strukturierung entlang von Wertegemeinschaften (sozialen Milieus) ergänzt werden, welche unter Umständen bereits eine neue Restrukturierung jenseits der Entstrukturierung anzeigen könnten.⁸ Lebensstile und weitere Formen spontanen Handelns sind demgegenüber vor allem dazu geeignet, die (angestrebte) soziale Position sichtbar und dechiffrierbar zu machen. Die „Lebensstilisierung“ hat gegenwärtig unter dem Gesichtspunkt einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ (Frank) resp. im „Zeitalter der Ästhetisierung“ (Bourdieu) eine besondere Bedeutung einerseits für die Identifikation, andererseits zur Reproduktion sozialer Ungleichheit.

Am ehesten wird diese Position in Deutschland von der Forschungsgruppe um Michael Vester und Heiko Geiling (s. seinen Beitrag in diesem Band) vertreten (vgl. Vester et al. 2001). Sie geht dabei von einem Konzept aus, in dem sich strukturelle, eher „vertikal“ zu denkende Ungleichheitsmuster mit kulturellen Mustern verschränken, die durch (politische) Werthaltungen und Präferenzen der Verhaltensweisen zum Ausdruck kommen. Sie sehen die Gesellschaft, die sie – wie Bourdieu (1982) – „sozialer Raum“ nennen, in ihrem Aufbau sozialer Ungleichheit von fünf „Feldern“ (= Dimensionen) bestimmt, die man auf einer Makro-Meso-Mikro-Struktur abbilden kann:⁹

⁸ In diesem Zusammenhang sei auf eine Position von Karl Marx hingewiesen, die in der aktuellen Diskussion in Vergessenheit geraten ist, nämlich dass – nach seiner Interpretation – alle Gesellschaften immer Klassengesellschaften waren (und bis zum Sozialismus sein werden), die jedoch immer wieder andere Erscheinungsformen annehmen. Das bedeutet, dass dann, wenn der Klassenbegriff auf die Situation des Manchester-Kapitalismus bezogen wird, Klassenstrukturen als ahistorisch-deskriptiv und nicht funktional gedeutet werden. Auch wenn es unter den gegenwärtigen Bedingungen eines noch immer aktiven Sozialstaates bei gleichzeitiger Individualisierung und den gegebenen Bedingungen eines relativ flexiblen Arbeitsmarktes in der Dienstleistungsbranche nicht zu einer „Klasse an sich“ kommt, kann das Vorhandensein von antagonistischen Widersprüchen im globalen und nationalen Maßstab kaum gelehnet werden. Die Globalisierung formt – in ihrem Negativaspekt – im weltweiten Maßstab Räume der Gewinner und der Verlierer dieser an ökonomischen Kriterien orientierten Forcierung der Modernisierungsprozesse.

⁹ Vester et al. (2001: 25) wählen eine andere Hierarchie; ich halte die unter Abb. 1 dargestellte Anordnung für eindeutiger, um auch die determinierenden Wirkungen zu verdeutlichen.

Abb. 1: Dimensionen des sozialen Raumes in ihren determinierenden Wechselbeziehungen



Der soziale Raum gesellschaftlicher Ungleichheit wird – ebenso wie bei Bourdieu (1982) – durch eine vertikale (bei Vester et al. 2001: 27 „Herrschaftsachse“) und eine horizontale Achse (bei Vester et al. 2001: 31 „Differenzierungsachse“) aufgespannt. Entlang der vertikalen „Herrschaftsachse“ wird in drei Gruppen unterteilt:

- die unterprivilegierten Volksmilieus (gering Qualifizierte),
- die mittleren Volksmilieus (Arbeiter, Angestellte und Dienstleistende, kleine Selbstständige), die sich von den Unterprivilegierten durch „Respektabilität“ abgrenzen und
- die führenden gesellschaftlichen Milieus (nach Bildung, Macht und Besitz), die sich nach unten durch „Distinktion“, d. h. symbolische Unterschiede abgrenzen.

Entlang der Differenzierungsachse gibt es erneut drei Gruppierungen, die durch

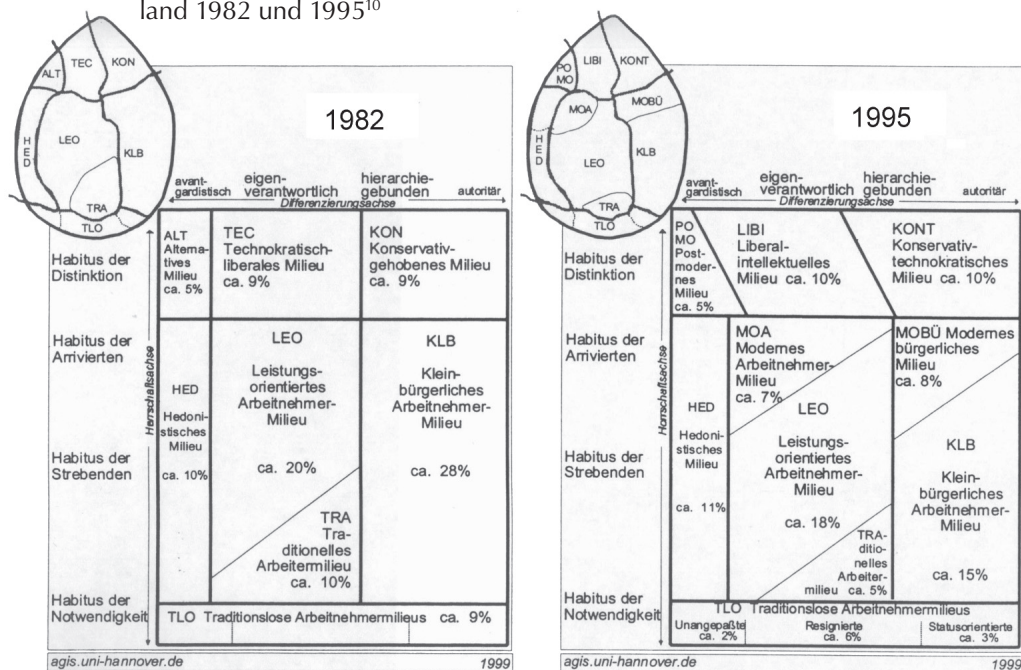
- *hierarchiegebundene, autoritäre Einstellungen* (Besitzbürger, wirtschaftliche und hoheitliche Elite-Milieus sowie ständisch-kleinbürgerliche Traditionslose),
- *eigenverantwortliche Einstellungen* (humanistische und dienstleistende Elite-Milieus und Bildungsbürger sowie der Traditionslinie der Facharbeiter und der praktischen Intelligenz Folgende) und
- *avantgardistische Einstellungen* (Avantgarde, Vertreter/innen der „schönen Künste“ sowie jugendkulturelle Avantgarde)

gekennzeichnet sind.

Die unterprivilegierten Volksmilieus werden entlang dieser Differenzierungsachse der Wertvorstellungen nicht unterschieden – auch hier folgen Vester et al. den Überlegungen Bourdieus, der den unteren Schichten der „Kultur der Notwendigkeit“ ebenfalls keinen Spielraum zur kulturellen Differenzierung zutraut.

Die gesellschaftliche Modernisierung der 1980er- und 1990er-Jahre wird in diesem System in zweierlei Hinsicht sichtbar: a) in einer geringen Verschiebung in der Vertikalen von der Mitte an beide Enden (auf beiden Seiten je zwei Prozentpunkte Zuwachs, also sehr leichte sozioökonomische Polarisierungstendenzen), vor allem aber b) in einer internen Modernisierung, insbesondere in den oberen mittleren Milieus der beiden normativen Lager der Hierarchiegebunden-Autoritären und der Eigenverantwortlichen. Hier entstehen neue Milieus („interne Avantgarden“) (s. Abb. 2).

Abb. 2: Die Milieus der alltäglichen Lebensführung im sozialen Raum, Westdeutschland 1982 und 1995¹⁰



Quelle: Vester et al. (2001: 48 und 49)

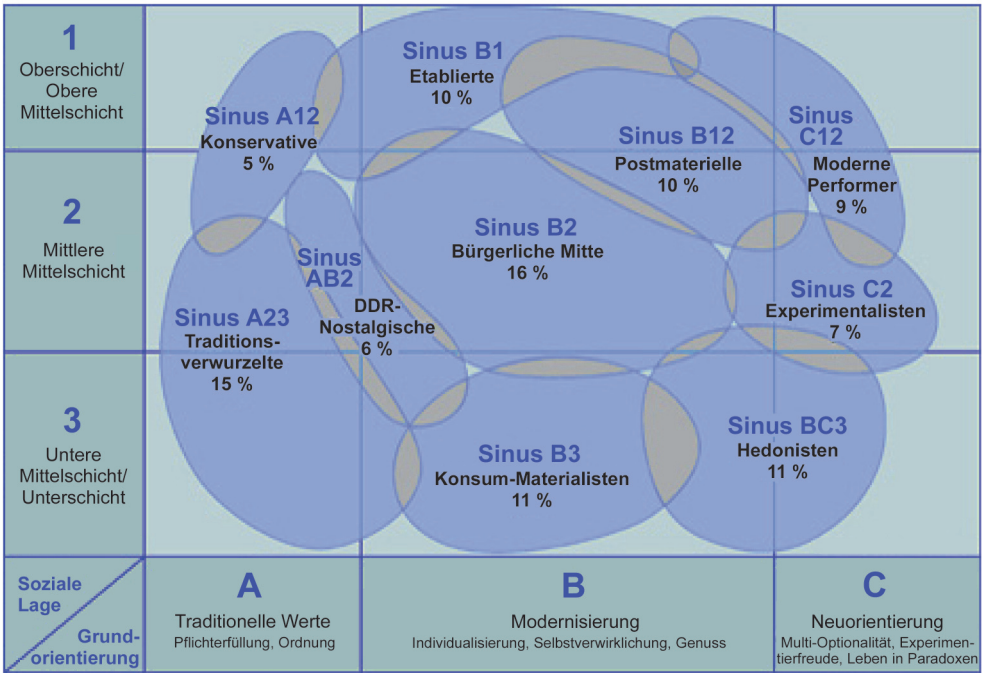
Im Zeitraum zwischen 1982 und 1995 haben sich in Westdeutschland mit dem Modernen Arbeitermilieu (MOA) und dem modernen bürgerlichen Milieu (MOBÜ) zwei neue Milieus zulasten des Kleinbürgerlichen Arbeitermilieus (-13 Prozentpunkte), des traditionellen Arbeitermilieus (-5 Prozentpunkte) und des leistungsorientierten Arbeitermilieus

¹⁰ Vester et al. (2001: 50–51) gehen auch auf die Milieustrukturen und deren Wandel zwischen 1991 und 1997 in Ostdeutschland ein. Diese Milieustruktur ist aufgrund unterschiedlicher Sozialisationserfahrungen und Kontexte (Kohorteneffekte) in ihrer Ausgangssituation und in der aktuellen Strukturierung gegenüber Westdeutschland noch sehr unterschiedlich; die Modernisierungstendenzen sind untereinander jedoch sehr ähnlich.

(–2 Prozentpunkte) herausgebildet. Zusätzlich lassen sich innerhalb des traditionslosen Arbeitermilieus erste Unterschiede entlang der Differenzierungsachse feststellen.

Bei dem in der Marktforschung am meisten verbreiteten SINUS-Modell¹¹ werden die klassischen Statusmerkmale (soziale Schicht) mit einer Werteskala verknüpft, wobei die ursprüngliche Materialismus-Postmaterialismus-Skala von Inglehart – letztlich auch aufgrund der Ausdifferenzierung der Werte in der Gesellschaft – mittlerweile durch eine eigene Traditionalismus-Neuorientierungs-Skala ersetzt wurde (s. Abb. 3). Im Vergleich zu beispielsweise Vester et al. (2001, s. Abb. 2) sind nicht nur die Werteskalen unterschiedlich, sondern auch die Art, wie die gesellschaftlichen Ungleichheitsstrukturen berücksichtigt werden: bei SINUS als materielle Schichtungsstruktur, bei Vester et al. (2001) durch klassenbedingte Habitusformen (vgl. Bourdieu 1982).

Abb. 3: Soziale Milieus, Deutschland 2004



Quelle: SINUS-Sociovision 2003

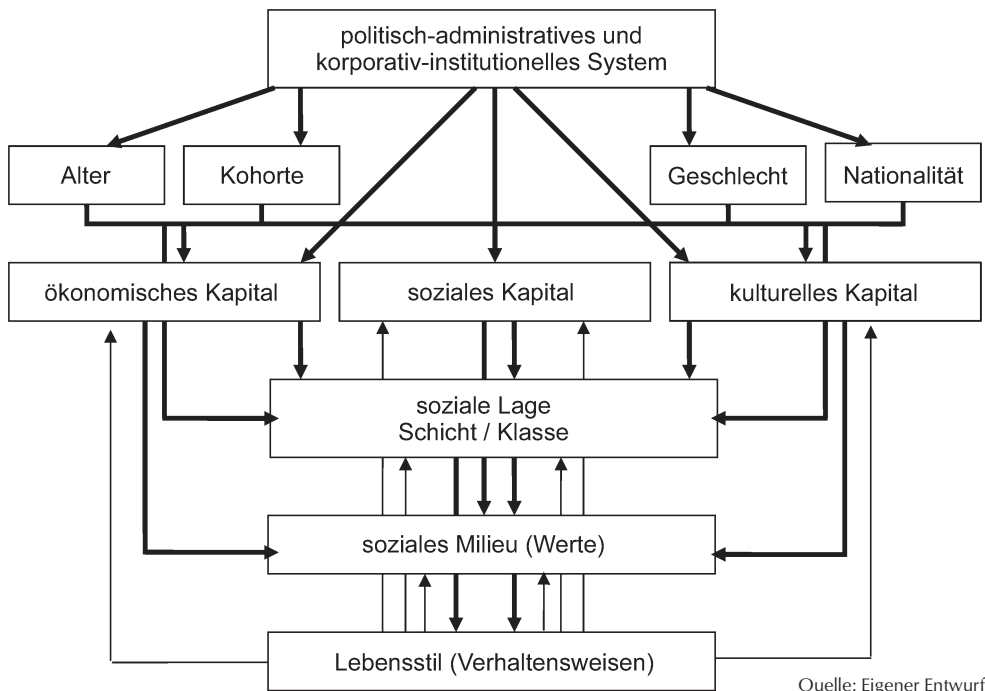
Neben der starken Betonung der „horizontalen“, soziokulturellen Achse der Werte (Milieu-Konzept) wurde in der jüngsten Vergangenheit dem Lebensstil-Konzept eine hohe Bedeutung zugeschrieben. Während die Notwendigkeit zur Berücksichtigung

¹¹ Gegenwärtig wird seitens der Firmen SINUS-Sociovision und microm versucht, diese gesamtgesellschaftlichen Milieus auf kleinräumige Strukturen herunterzubrechen und mit weiteren Informationen zu kombinieren, um auf diese Weise nicht nur Segregationsmuster nach Milieus bestimmen zu können, sondern auch, um wohnungsmarktrelevante Informationen zu erhalten (vgl. Schmals, Wolff 2003; de Vries, Perry 2003; Perry, Appel 2004; Rohland, Hallenberg 2004).

zusätzlicher Dimensionen neben den althergebrachten Merkmalen sozialer Ungleichheit der Schichtung (Einkommen, Bildung, berufliche Position, Macht) noch von allen geteilt wird, so gehen doch die Begrifflichkeit und die Eindeutigkeit der Abgrenzung arg durcheinander (vgl. Hradil 1992; Rink 2002). So werden unter dem Lebensstil-Konzept oftmals Wertemuster (eigentlich soziales Milieu) und Verhaltensweisen (Lebensführung oder Lebensstil) zusammengezogen. Schließlich gibt es Positionen, die davon ausgehen, dass Lebensstile unterschiedliche Lebensweisen verdeutlichen (vgl. Hradil 1991: 274). Schließlich gehen auch die Meinungen auseinander, ob soziale Lagen und soziale Milieus resp. soziale Milieus und Lebensstile voneinander unabhängig variieren. Vor dieser akademischen Begriffsverwirrung resigniert Rink (2002: 36–40), indem er immer wieder von „Lebensstil- und Milieuansätzen“ als Aufzählung spricht, also nicht mehr zwischen beiden unterscheidet.

Zur begrifflichen Klärung in diesem Band soll eindeutig zwischen sozialer Lage, sozialem Milieu und Lebensstil unterschieden werden. Dazu gehört jedoch nicht nur eine eindeutige begriffliche Trennung, sondern auch ein Benennen der funktionalen Zusammenhänge (s. Abb. 4).

Abb. 4: Der Zusammenhang aus sozialen Lagen, sozialen Milieus und Lebensstilen*



* Mit Alter, Kohorte, Geschlecht und Nationalität ist nicht der biologische oder juristische Status gemeint, sondern die soziale Bedeutung im Sinne systematischer Besser- und Schlechterstellung. Die Möglichkeit, ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital akkumulieren zu können, ist in starkem Maße staatlich und gesellschaftlich geregelt. Daher wird hier nicht – wie bei Bourdieu (1982) – von einer Klassifikation ausgegangen, bei der bestimmte soziale Gruppen diese Kapitalsorten einfach „haben“, sondern eben auch die Ungleichheit der Möglichkeit zur Akkumulation als strukturierender Effekt hervorgehoben.

Mit „sozialer Lage“ wird vor allem die materielle Position benannt, die einerseits vom Einkommen, Vermögen und von der Bildung bestimmt ist, andererseits aber auch von kulturellen Fertigkeiten und sozialen Netzwerken (beschrieben durch die drei Kapitalarten, vgl. Bourdieu 1983). Wer mit welcher Legitimität welche Formen von Kapital akkumulieren und auf welche Weise tauschen kann, ist gesellschaftlich stark begrenzt, wobei die politisch-administrativen und korporativen Mechanismen (bei Vester et al. 2001 die Felder der politisch-staatlichen Repräsentationen und Institutionen, der korporativen Interessenvertretungen und der gesellschaftspolitischen Bewegungen und ideologischen Lager; s. Abb. 1) eine wichtige Rolle spielen. So werden beispielsweise Frauen noch immer am Arbeitsmarkt oder bezüglich der Altersversorgung diskriminiert, Zuwanderern werden Bildungstitel, sprachliche und kulturelle Fertigkeiten nicht angemessen anerkannt, die jüngeren Kohorten werden durch ein zu langes Festhalten an einer Sozialstaatlichkeit, die auf dem Generationenvertrag aufbaut, finanziell stark benachteiligt und Alter spielt am Arbeitsmarkt eine stark diskriminierende Rolle.

Die *sozialen Milieus* sind Wertgemeinschaften, die einerseits durch unmittelbare soziale Kontakte stabilisiert und verstärkt (Mikro-Milieus), andererseits auch durch medial vermittelte weltanschauliche Prägungen und allgemeine Trends gebildet werden (Makro-Milieus). Für die Verräumlichung sozialer Ungleichheit (beispielsweise in Form von Konzentrationsprozessen) sind vor allem die Mikro-Milieus relevant. Interessant ist einerseits, ob sich auch nach Merkmalen sozialer Milieus Segregationstendenzen feststellen lassen, und – wenn ja – welche Bedeutung deren Überlagerungen zu den bekannten Merkmalen struktureller sozialer Ungleichheit haben.

„*Lebensstile*“ sind Verhaltensweisen mit einem gewissen Kontinuitätsgrad (also unter Ausschluss rein spontaner Aktivitäten) und damit (ein Teil der) Ausdrucksform sozialer Milieus und der dahinter stehenden Wertvorstellungen. Durch die Art der Kleidung, den Besitz von Konsumgütern (Marken, Stil), die Art der Freizeitgestaltung wird eine gesellschaftliche Positionierung durch die Interpretation des tatsächlichen oder des erwünschten Status zum Ausdruck gebracht.

Im Sinne Bourdieus werden die Alltagspraktiken häufig dafür genutzt, um die gesellschaftliche Positionierung (in ihrer distinktiven Kraft) zu symbolisieren und damit zu festigen resp. zu entwickeln (symbolisches Kapital). Das bedeutet, dass Ungleichheitsmuster nicht nur über ihre Materialität der strukturellen Ungleichheit bestimmt sind, sondern durch die Reproduktion von Wertvorstellungen über Handlungsweisen auch dekonstruiert und reproduziert werden. Das gilt nach Löw (2001) insbesondere für das raumbezogene Handeln. Das bedeutet, dass die soziale Ungleichheit nicht nur durch die Positionierung im Raum (über Wohnstandorte und Aktionsräume) abgebildet wird, sondern auch die Art, in welcher der (öffentliche) Raum angeeignet und genutzt wird und wie sich soziale Gruppen im (städtischen) Raum positionieren, wiederum die Strukturierung und Hierarchisierung sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft (mit) bestimmt (s. den Beitrag von Läßle et al. in diesem Band).

Armut und „neue soziale Milieus“ – Zwei Formen der Vertiefung

Im Arbeitskreis haben wir uns auf die Betrachtung von zwei Phänomenen sozialräumlicher Entwicklungen in Städten geeinigt, die uns einerseits quantitativ bedeutsam erschienen,

zum anderen aber auch die Stadtplanung herausfordern: a) die (Wieder-)Zunahme von Armut und deren räumliche Konzentration (die im Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt“ gegenwärtig in Deutschland eine große Aufmerksamkeit erfährt; vgl. Schader-Stiftung 2001; Walther 2002; Difu 2003; Walther, Kind 2004; Greiffenhagen, Neller 2005) und b) das Herausbilden neuer städtischer Lebensstile über veränderte Erwerbsformen, Zeitmuster und Raumnutzungen („creative industries“, vgl. Camagni 1995; Franz 1999; Crevoisier, Camagni 2000), welche im „Verdacht“ stehen, gesellschaftliche Innovationen zu entwickeln, die den künftigen Mainstream prägen könnten. Sie dienen aufgrund ihrer Sichtbarkeit bisweilen den Städten dazu, sich im Wettbewerb um Investitionen, Kulturevents und Images zu positionieren. Jede der beiden Gruppen steht zudem für den jeweiligen Schwerpunkt in der Ungleichheitsforschung – die (sozioökonomische) Strukturierung resp. Entstrukturierung, Entbettung und die Neu-Formierung nach Milieus, Szenen, Cliques oder Netzwerken.

Armut und deren räumliche Konzentration

Armut nimmt – wenn auch auf unterschiedlichem Niveau und mit unterschiedlicher Intensität – in allen Ländern Europas wieder zu (vgl. Hübinger 1996; Koch 2003). Wurde vor dem Hintergrund einer gleichzeitig permanent zunehmenden Wohlfahrt auf nationalstaatlichem Niveau („Fahrstuhleffekt“) ursprünglich von einer „Armut im Wohlstand“ gesprochen und diese als Paradoxon dargestellt (vgl. Breckner et al. 1989; Döring et al. 1990), so wird die Interpretation der „Armut durch Wohlstand“ zunehmend akzeptiert, d. h. also die Produktion zunehmender Armut folgt der immanenten Logik des aktuellen kapitalistischen Modernisierungsprozesses (vgl. Freyberg 1992, 1996; Dangschat 1995a, 1997a, 1999b).

Die Ursachen für die Zunahme der Armut¹² liegen im Wesentlichen in den Veränderungen des Arbeitsmarktes, d. h. in dessen zunehmendem Effizienzdruck, der den Ersatz menschlicher Arbeitskraft durch Maschinenarbeit resp. die Verlagerung von Arbeit in andere Regionen (Peripherisierung) nahelegt, was sich in alt-industrialisierten Ländern in struktureller (Dauer-)Arbeitslosigkeit, Regelungen des vorgezogenen Ruhestandes und letztlich auch in steigender Jugendarbeitslosigkeit niederschlägt. Weiterhin bedeutet eine Verlagerung der hochgradig verregelten Arbeitsbedingungen der industriellen Produktion zu stärker flexibilisierter Erwerbsarbeit in vielen Bereichen des Dienstleistungssektors eine Zunahme des Beschäftigungsrisikos, unsicherer Einkommen und unzureichender Alters- und Krankenversorgung. Zusätzlich ist seit geraumer Zeit eine deutliche Lohnspreizung sichtbar.

Die Zunahme der Armut liegt weiter in einem veränderten Verständnis von Politik (Neo-Liberalisierung), wonach sich der Staat weniger interventionistisch verhalten und den Marktkräften größere Spielräume geben solle. Zusätzlich werden aus demographischen Gründen (Lastquote), wegen einer teilweise rückläufigen Wirtschaftsentwicklung und der zunehmenden Armutsdynamik auch die fiskalischen Mittel objektiv knapp. Das wiederum führt zu einem Umbau des Sozialstaates sowie zu einem Abbau der „freiwilligen“ Leistungen des Staates resp. der Kommunen (meist im präventiven Bereich) und zu einem Zurückstufen der Regelleistungen, mit einer zunehmenden Entsolidarisierung.

¹² Zum Stand der Armutsforschung vgl. Leibfried und Voges 1992; Dietz 1997; Barlösius und Ludwig-Mayerhofer 2001.

rung gegenüber den schwächsten sozialen Gruppen (Asylsuchende, Migranten/innen, Sozialhilfeempfänger/innen, Arbeitslose, Ruheständler/innen, Alleinerziehende, Familien etc.) (vgl. Dangschat 1997b).

Ein weiterer Faktor zunehmenden Armutsrisikos liegt im wachsenden Anteil kleinerer Haushalte. Mit der steigenden Zahl an Alleinlebenden nimmt auch die Zahl kleiner Versorgungsgemeinschaften zu, was bei unzeitigem Einkommen das Verarmungsrisiko erhöht. Auch große Haushalte und insbesondere Alleinerziehende stehen unter einem zunehmenden Verarmungsrisiko, was aber vor allem auf einen unzureichenden Familienlastenausgleich zurückzuführen ist.

Während mit all diesen Faktoren vor allem die Einkommens- und Vermögens-Armut thematisiert wird, gehen sozialwissenschaftliche Ansätze der Armutsforschung von der Armut als Lebenslage aus (vgl. Hübinger 1989; Döring et al. 1990; Glatzer, Hübinger 1990; Dietz 1997), d. h. von komplexen strukturellen Merkmalen intensiver sozialer Benachteiligung und sozialer Ausgrenzung, von Wertemustern, Habitusformen und Milieu-Kategorien („culture of poverty“) sowie von Verhaltensformen, die auf Randständigkeit, Radikalität und Abweichung der ‚truly disadvantaged‘ verweisen (vgl. Wilson 1987, 1996; s. auch den Beitrag von Kronauer in diesem Band).

Der örtlichen und regionalen Konzentration von Armut ist in den letzten Jahren innerhalb der Medien und des politisch-administrativen Systems eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Haben ursprünglich wieder wachsende regionale Ungleichgewichte im Zuge der De-Industrialisierung eine hohe Bedeutung gehabt (Süd-Nord- und Ost-West-Gefälle, Gegensätze zwischen sun belt und frost belt, periphere vs. zentrale Räume etc.), so rückt die Stadt – gerade die ökonomisch prosperierende Stadt – über die sozio-ökonomische Binnen-Polarisierung in den Mittelpunkt der Armutsdebatte (vgl. Freyberg 1992, 1996; Jaschke 1992; Dangschat 1995b, 1997c; Zimmermann 1996).

In jüngster Zeit gewinnt dabei vor allem die Konzentration von Armut in spezifischen städtischen Quartieren zunehmend an Bedeutung („soziale Brennpunkte“, „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf“ etc.) (vgl. Alisch, Dangschat 1998; Friedrichs, Blasius 2000). Dabei wird diesen territorialen Konzentrationen eine negative Verstärkungswirkung zugeschrieben, die aus strukturell-materieller Armut erwächst: Es entstehen Entwicklungsprobleme und schulische Lernerfolge von Kindern werden schlechter (vgl. Bieligg 1996; Klocke, Hurrelmann 2001), Ausländer/innen werden schlechter integriert und die Ausländerfeindlichkeit nimmt zu (vgl. Heitmeyer, Anhut 2000), (Jugend-)Kriminalität, Drogenhandel und -konsum sowie Vandalismus weiten sich aus, aber auch unzureichende Wohnbedingungen und Infrastrukturausstattungen verstärken die benachteiligende und bisweilen ausgrenzende Wirkung (vgl. Breckner 1995; Mutschler 1995).

Dauerarbeitslosigkeit, die räumliche Konzentration in Vierteln der Armut und soziale Ausgrenzung haben zudem auch im deutschsprachigen Raum die ‚underclass-Debatte‘ intensiviert (vgl. Dangschat, Fasenfest 1995; Bremer, Gestring 1997; Häußermann 1997; Siebel 1997; Kronauer 1997, 2002; siehe auch seinen Beitrag in diesem Band).

Welche Bedeutung im Verarmungsprozess dem Raum selbst zukommt, d. h. inwiefern der Raum eine eigenständige Kategorie der Ungleichheits-/Armutsforschung sein sollte, wird im Folgenden näher diskutiert (vgl. auch Dangschat 1996b, Friedrich 1999, Atkinson; Kintrea 2004).

Die Tatsache, dass sich Armut territorial zunehmend konzentriert, hat innerhalb der letzten 15 Jahre viel zur Thematisierung der Armut beigetragen. Armut konnte zwar skandalisiert werden, sie führte aber – die Verwaltungen peinlich berührend, weil statistisch ablesbar – auch zu Interventionen seitens des politisch-administrativen Systems (von der Etablierung kommunaler Armutsberichterstattung über Beteiligungsverfahren bei der Stadterneuerung resp. der Nachbesserung von Großsiedlungen bis hin zu „Feuerwehrpolitiken“ in „sozialen Brennpunkten“ und den aktuellen Formen des Quartiersmanagements; vgl. Alisch 2002) – letztlich auch, weil dadurch demokratische Mehrheiten (insbesondere der Sozialdemokratie) in Gefahr gerieten.

Die Einordnung und Bewertung der Konzentration von Armut in bestimmten Regionen und Nachbarschaften orientiert sich sehr stark an der klassischen Segregationsanalyse. Schon Ende der 1920er-Jahre stellte man (in Chicago) hohe positive statistische Korrelationen zwischen Armut, Krankheit, abweichendem Verhalten, schlechter Baustruktur und hoher Fluktuationsrate fest. Man interpretierte die zunehmende Konzentration sozialer Gruppen in einzelnen Wohnquartieren als wachsende Desintegration städtischer Gesellschaften. Schließlich stellte man im Invasions-Sukzessions-Zyklus zwischen zuwandernden und sesshaften Gruppen „kritische Werte“ der Konzentration diskriminierter Minderheiten fest („Tipping point“), von welchen an die (eher statushöheren) Bewohnerinnen und Bewohner der Nachbarschaften fortziehen und so das „Umkippen“ des Stadtteils beschleunigen.

Daher wird in kommunalen Armutsberichten den Stadtteilen mit hoher Konzentration an Sozialhilfebezieher*innen, Arbeitslosen, Ausländer*innen und Menschen mit niedrigem Bildungsniveau eine besonders negative Bedeutung beigemessen. Um eine „ausgewogene“ Mischung der sozialen Gruppen wieder herzustellen, wurden gegenüber Zuwanderern Zuzugssperren ausgesprochen resp. Programme zur Umverteilung „überschüssiger“ Bevölkerungsgruppen aufgelegt. Diese „statistischen Bereinigungen“ sind in der Regel jedoch erstens nicht erfolgreich und lösen zweitens oft nicht das Problem der Armut – es wird allenfalls statistisch weniger sichtbar. Trotz aller Berechnungsmöglichkeiten der „tipping points“ gibt es keine zuverlässige Information, ob es solche fixen, allgemein gültigen Grenzwerte tatsächlich gibt und was sie bei wem bewirken.

Insbesondere ist die Bewertung solcher „kritischen Werte“ vom quantitativen Umfang des Problems selbst abhängig, d. h. die Grenzen wurden in der Vergangenheit entsprechend der zunehmenden Anteile „nach oben“ verschoben (wie es Schroeder 2000 am Beispiel des Anteils ausländischer Schüler für Schulprogramme und Verteilungsschlüssel in Schulen eines Hamburger Stadtteils zeigen konnte). Es gibt also keine verbindlichen Werte. Es konnte von Anhut und Heitmeyer (2000) gezeigt werden, dass trotz vergleichbarer Armuts- und Ausländer-Anteile in einzelnen Wohnquartieren das Ausmaß der sozialen Konflikte, die Stabilität zivilgesellschaftlicher Strukturen und die Akzeptanz von Kommunalpolitik erheblich variierten (s. den Beitrag von Läßle et al. in diesem Band). Dennoch werden seitens des politisch-administrativen Systems immer wieder „kritische Werte“ (30 %-Ausländeranteil, Unterschreiten des Äquivalenzeinkommens um 50 % etc.) benannt, nach denen Förderprogramme resp. Darlehens-Sperren verhängt werden.

4 Neue soziale Milieus und Lebensstile

Empirische Ergebnisse zeigen, dass in den vergangenen Jahren innerhalb der Milieu- und Lebensstilgruppen deutliche Verschiebungen festzustellen sind. Im Gegensatz dazu haben sich die strukturellen Relationen (Klassen und Schichten) weniger deutlich entwickelt,¹³ denn die oftmals (gerade in der Stadtsoziologie) postulierte Zunahme der sozio-ökonomischen Spaltung der Gesellschaften oder deren Auseinanderdriften ließ sich bislang empirisch nur schwierig nachweisen (vgl. Dangschat 1995a). Dieses ist ein Grund dafür, dass sich – wie bereits geschildert – die Ungleichheitsforschung der 1990er-Jahre weniger mit den Ursachen, dafür verstärkt mit der Milieu- und Lebensstil-Forschung, d. h. den Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit und deren Reproduktion beschäftigt hat. Dabei wurde eine Zunahme hedonistischer, erlebnisorientierter, aber auch „traditionsloser“ Milieus festgestellt. Diese Verschiebungen werden auf die Entwicklung unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die Zunahme „neuer Haushaltsformen“ und die Veränderungen der Erwerbsarbeit zurückgeführt und stehen im Zusammenhang mit der Tendenz zur Individualisierung/Ent-Traditionalisierung, veränderten Geschlechtsrollen, neuen Beschäftigungsformen, die wiederum Biografien, berufliche Karrieren und Zeitmuster beeinflussen.

Die Bedeutung des Lebensstil-Ansatzes innerhalb der Ungleichheitsdebatte nahm vor allem auch deshalb zu, weil mit diesem Ansatz eine Reihe der neuen Tendenzen der Sichtbarkeit gesellschaftlicher Ausdifferenzierungen besser deutlich gemacht werden konnte. Die „Entstrukturierungstendenzen“ werden in einer Gesellschaft vor allem unter den „modernen“ Milieus, unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen und höheren Bildungsgruppen sichtbar. Zusätzlich sind meist die Großstädte die Orte des Entstehens „neuer Milieus“ und „neuer Lebensstile“. Die Ursachen hierfür sind die Verschiebungen im Arbeitsmarkt (zu einem höheren Dienstleistungsanteil, aber auch innerhalb der Dienstleistungen zu einem höheren Anteil an Berufen, bei denen Kreativität, Eigenverantwortung, Flexibilität und Selbstverwirklichung bedeutsam sind). Diese Verschiebungen innerhalb der Erwerbstätigkeit werden von einer Jugend-Freizeitkultur untersetzt, in der Individualisierung, Selbstverwirklichung, Distinktion und Symbolisierung einen hohen Stellenwert erhalten. Verbesserte Ausbildung (gerade von Frauen) und Öffnungen des Dienstleistungssektors haben zudem zu einer stärkeren Berufsorientierung (zu Lasten einer Familienorientierung) geführt.

Eine geringere Familienorientierung sowie veränderte Arbeitszeiten erfordern und ermöglichen neue Zeit- und Raumnutzungs-Muster. Die moderne Dienstleistungsarbeit ist stärker als die Industriearbeit nach dem Umfang und der Dauer anfallender Arbeit (und nicht nach dem permanenten Lauf von Fließbändern) organisiert – sei es nach Kundenströmen im Einzelhandel oder nach Terminen der Fertigstellung von „Projekten“. D. h. das Leben der Menschen dieser „neuen Lebensstile“ ordnet sich nicht mehr den traditionellen Zeitmustern von Acht-Stunden-Arbeitstagen und Fünf-Tage-Wochen, Jahresurlauben oder durchgehender Erwerbsbeschäftigung unter, sondern entspricht eher den

¹³ Hier reichen die Thesen von einer Neuformierung der Klassengesellschaft im Zuge der Globalisierung (vgl. Diettrich 1999; Kohlmorgen 2004) hin zu einer Auflösung der Klassen- und Schichtstrukturen durch Prozesse der Individualisierung (vgl. Beck 1995 – zur Übersicht vgl. Konietzka 1995).

Arbeitsgewohnheiten der Freiberufler und Künstler. Zudem wird die Zeit der Erwerbsarbeit intensiviert und häufig mit Freizeitelementen „durchsetzt“; zwischen Projekten kann es durchaus zu längeren Freizeiten kommen (drei Wochen hart arbeiten, eine Woche nichts tun) (vgl. Henckel, Eberling 2002).

Die meisten städtischen Siedlungsstrukturen sind jedoch nach den Traditionen der industriellen Arbeit mit ihren fixen zeitlichen Regeln aufgebaut und organisiert und an der Arbeitsteilung innerhalb einer Kleinfamilie orientiert. Das bedeutet, dass auf die neuen Standortpräferenzen und die zeitlichen Nutzungsmuster sowohl in der gebauten Struktur, aber auch bezüglich der „Zeittakte“ der Stadt(teile) reagiert werden muss (vgl. ebd.). Die Städte unterliegen also auch einer neuen Segmentation traditioneller Arbeitsformen und Haushaltsstrukturen auf der einen und der der „neuen“ auf der anderen Seite.

Ohne explizit auf die Lebensstildebatte einzugehen, wurde in der Stadtsoziologie mit der Gentrification-Forschung theoretisch und empirisch die Segregation/Konzentration nach Lebensstilen und sozialen Milieus analysiert (vgl. Friedrichs, Kecskes 1996). Für die hedonistischen Gruppen, oftmals in „neuen Haushaltsformen“ lebend, sind die innenstadtnahen Wohnstandorte und Erlebnisorte bedeutsam: In bestimmten innenstadtnahen Lagen kommt es zu sozioökonomisch und soziokulturell neuartigen Konzentrationen (s. den Beitrag von Läßle; Walter in diesem Band). Weniger Beachtung hingegen haben die unterhaltungsorientierten, traditionslosen Gruppen gefunden, deren Orte wohl Suburbia oder die äußeren Stadtteile sind – zwischen Disco und Sport, griechischen Restaurants und Möbelmärkten bei eher traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen.

Innerhalb des ARL-Arbeitskreises haben wir uns neben den Armutsphänomenen intensiver mit den innovativen Milieus beschäftigt.¹⁴ Sie sind – so die These – die ‚opinion leader‘ gesellschaftlicher Entwicklung; sie entwickeln die neuen Haltungen zur Erwerbs- und Reproduktionsarbeit sowie zur Freizeit durch neue Formen der Arbeitsorganisation mit den dazugehörigen Zeit- und Standortmustern. Genauere Abgrenzungen und Statistiken liegen über diese Gruppen (‚creative milieus‘, ‚neue Selbständige‘, ‚neue Dienstleistungs-klassen‘) nicht vor, allenfalls erste Ergebnisse im Rahmen von Fallstudien (vgl. Camagni 1995, 1999; Franz 1999; Crevosier; Camagni 2000; Wood 2003; Lange 2006; s. auch Läßle und Walter in diesem Band).

Wodurch entstehen diese Gruppen? Hierzu stichwortartig einige Fakten und Plausibilitäten:

- Der massive Ausbau des Bildungssystems hat die Bildungsphase und damit die Phase der Post-Adoleszenz verlängert. Damit werden für eine immer größere Zahl an jungen Erwachsenen das Heiratsalter und der Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes zeitlich verschoben (oder ganz obsolet).
- Vom Bildungs-Boom haben insbesondere Frauen profitiert, was sich vor allem in einer zunehmenden Eigenständigkeit im Erwerbsleben ausdrückt, was wiederum

¹⁴ In der Diktion von Vester et al. (2001) der Habitus der Arrivierten und die Avantgardisten, welche die modernen Arbeitnehmer-Milieus, hedonistische sowie die postmodernen Milieus kennzeichnen; s. Abb. 2; in der Diktion von SINUS Socialdata entspräche dieses den „modernen Performern“, den „Experimentalisten“ und den „Hedonisten“, s. Abb. 3).

dazu beiträgt, die traditionellen Rollen in der Reproduktionsarbeit gründlich infrage zu stellen. Das Ergebnis ist eine deutliche Zunahme an Single- und DINK-Haushalten sowie häufigere Partnerwechsel. Viele von ihnen folgen daher auch nicht dem Suburbanisierungstrend der älteren Kohorten, weil sie aufgrund der Lebenslagen und der Wohnbiografie funktional, emotional und oftmals auch ökonomisch (Wohneigentum) an innerstädtische Standorte gebunden sind.

- Von diesen gesellschaftlichen Öffnungstendenzen profitierten in den 1990er-Jahren umfangreiche Gruppen (Generation des Babybooms). Für viele von ihnen verlaufen weder die Erwerbsbiografie noch die Lebenszyklen in der bis dahin traditionellen Art. Dieser quantitative Nachfrageschub hat eine verschärfte Konkurrenz um die innenstadtnahen Standorte eingeleitet, die sowohl über das ökonomische Kapital (⇒ Gentrification) als auch über das kulturelle Kapital (⇒ „Politik der Lebensstile“) geführt wird (vgl. Dangschat 1994).
- Für die beschriebenen Haushalte sind innenstadtnahe Wohnstandorte nicht nur wegen der Nähe zu den Ausbildungs- und Arbeitsplätzen, sondern auch aufgrund des dichten und heterogenen infrastrukturellen Angebots an kulturellen und von Hausarbeit entlastenden Einrichtungen ebenso wichtig wie die belebten Straßenräume (⇒ Erlebnisorientierung). Eine längere Wohnbiografie von zehn, zwölf, 15 Jahren an innenstadtnahen Standorten führt häufig dazu, dass diese auch dann nicht aufgegeben werden, wenn Kinder geboren und aufgezogen werden. Den neuen Bedingungen wird sich allenfalls angepasst, indem man in größere Wohnungen (oftmals Eigentumswohnungen ⇒ Steuervorteile), Häuser mit Fahrstühlen und an ruhigere Orte (Seiten- und Nebenstraßen) zieht (vgl. Friedrichs und Kecskes 1996).¹⁵
- Auch die Widerstands-Kultur gegen Überplanung und Aufwertung hat hier ihren Platz und formt (überwiegend wohl in Hamburg und Berlin) Orte (Nischen) der „Alternativ“-Kulturen auf eher ökonomisch niedrigem, kreativ aber vielfältigem Niveau. Dieses sind die Orte der Künstler und Kulturschaffenden, der Produzenten von Geschichte(n), Fiktionen, Fakes und Bildern des Scheins. Es sind Orte der Vielfalt und der Integration: Hier sind Sponties und Anarchos und andere Nicht-Wähler ebenso zu Hause wie Wähler der Grünen, die Öko- und Gesundheitsfreaks sowie die Anhänger der Esoterik und der diversen asiatischen Philosophien. Parallel dazu, und keineswegs immer vernetzt mit den benachbarten sozialen Gruppen, bestehen an diesen Orten häufig die ethnischen Kolonien der Zuwanderer, die der älteren Autochthonen und die der „neuen Dienstleistungsklasse“, die an Laptops arbeitend sich in den stylish adaptierten Fabrikgebäuden der Hinterhöfe einquartieren (⇒ Parallelgesellschaften).
- Denn diese Orte werden zunehmend in ihrer kulturellen Vielfalt ökonomisiert, es ziehen Journalisten und Architekten, Kulturmakler und -manager und neuerdings die „Neue-Medien“-Leute zu. In die Ladenlokale und (oftmals zweckentfremdeten) Bürotage ziehen junge Unternehmer des Softwaredesign, der Homepagegestaltung, der Portalbetreiber, der Internethändler und vor allem der Multimediakünstler („creative

¹⁵ Nach eigenen Studien sind die überzeugtesten Gentrifier jene, die bereits seit mehr als 20 Jahren in ihrem Viertel leben, zwischen 40 und 60 Jahre alt sind und eine vertikale soziale Mobilität parallel zur Entwicklung des Viertels genommen haben (vgl. Alisch, Dangschat 1996).

industries'). Sie verändern die Wohn- und Arbeitsorte in ganzheitliche Lebensorte, an denen die 24-Stunden-Bedürfnisse fußläufig erledigt werden können, an denen dichte und vielfältige informelle Netzwerke¹⁶ entstehen, die ökonomisch und/oder hedonistisch genutzt werden (s. den Beitrag von Läpple et al. in diesem Band).

- In diesen Vierteln sind soziale Netzwerke offensichtlich sehr dicht, auch wenn sich die unterschiedlichen örtlich lediglich überlagern: die ethnischen Netzwerke der Zuwanderer, die zunehmend Communities und lokale ethnische Ökonomien ausbilden, multikulturelle Gruppen von Fair Trade bis zu deutsch-türkischen Kulturvereinen, die Netzwerke der Reste städtischer sozialer Bewegungen, die sich gegen Eingriffe der Stadtplanung formierten, Lokale Agenda-21-Gruppen. Dieses wird offensichtlich überlagert von informellen Netzwerken der projektorientierten Produktion von Gütern und vor allem Dienstleistungen, die morgens (zwischen 9 und 11 Uhr) in den Bäckerläden (die längst ihren hauptsächlichen Gewinn durch das Zubereiten von Frühstück erzielen), mittags (zwischen 13 und 15 Uhr) bei den „Italienern“ und abends (zwischen 21 und 3 Uhr) wieder bei den gleichen „Italienern“ oder anderen Eß- und Trinklokalen der Szene zu beobachten und zu belauschen sind.
- Bedeutsam ist die städtebauliche und architektonische Struktur dieser Quartiere. Besonders attraktiv sind verlassene Fabrikgebäude, in sich geschlossene und vielfältige Hinter- und Innenhofsituationen, die in ihrer proletarischen Vergangenheit einerseits stilistisch überhöht, andererseits mit aktueller Architektur unterfüttert werden. Dieser Trend ist zwar schon aus den 1970er-Jahren bekannt (Stollwerck-Fabrik in Köln-Südstadt, Fabrik in Hamburg-Ottensen, Gallustheater in Frankfurt etc.), doch ziehen dort heute keine Stadtteil-Kulturzentren und „Häuser der Jugend“ mehr ein, sondern moderne Büros in Loft- und Fabrikgebäuden, Einkaufs-Malls mit Boutiquen und Kunsthandwerk, Event-places, stilisierte Restaurants und Bars (Zeise-Hallen, Rinderschlachthalle oder Handwerkerhof in Hamburg, Hackesche Höfe in Berlin, Zeche Zollverein in Essen, Ostend in München, Brauerei in Darmstadt, Gasometer in Wien etc.) – die Kulturbrauerei am Prenzlauer Berg, andere Entwicklungen im Scheunenviertel oder manche im Ruhrgebiet stellen hier Zwischen- und Pionier-Stufen der ökonomischen Auf- und der kulturellen Umwertung dar (⇒ Gentrification).

5 Residenzielle Segregation

Das Thema der residenziellen Segregation ist eines, das in der Kommunalpolitik und Stadtplanung sehr emotionell gehandhabt wird. Auch wenn es sich streng genommen weniger um das Phänomen der Segregation (= ungleichmäßige Verteilung der (Wohn-)Standorte sozialer Gruppen in einer Stadttagglomeration), sondern um die Konzentration vor allem sozial Benachteiligter handelt, löst eine erhöhte Konzentration dieser sozialen Gruppen (Armuts- oder armutsnahe Bevölkerung aus Arbeitslosen resp. Sozialhilfeempfängern/innen, ältere Menschen, Zuwanderer in einzelnen Nachbarschaften, formal wenig gebildete

¹⁶ Hierbei überlagern sich mittels der LuK-Medien gebildete Informationsnetze mit face-to-face-Kontakten in den Restaurants, Kneipen und „Locations“, bei denen Vertrauen, Respekt und Kreativität „erzeugt“ wird. Wie das Wechselverhältnis der unterschiedlichen Kommunikationsformen in ihrer Überlagerung und wechselseitigen Bedingtheit strukturiert ist, ist m. E. noch nicht erforscht.

Menschen) in der Regel eine hohe Alarmbereitschaft in kommunalen politisch-administrativen Systemen aus. Die These ist hierbei, dass insbesondere für die benachteiligten Bevölkerungsgruppen diese hohen Konzentrationen zusätzlich benachteiligend sind, weil der Anschluss an den bürgerlichen Mainstream über die zurückgehende Motivation, sich selbst zu helfen, verloren gehe, weil möglicherweise negative Sozialisationsprozesse insbesondere bei (männlichen) Jugendlichen wirksam werden und weil sich schließlich die Wohn- und Wohnumfeldbedingungen zusätzlich benachteiligend auswirken. Residenzielle Segregation soll daher aus Sicht der städtischen Institutionen verhindert und/oder durch entsprechende Sozialpolitik, Stadt(teil)-Entwicklungspolitik, Wohnungsbau- und Belegungspolitik abgebaut werden.

Residenzielle Segregation besteht aus den Komponenten (a) der sozialen Ungleichheit, (b) der Ungleichheit der Raumqualitäten und (c) der Zuweisungsmechanismen von sozialen Gruppen zu Orten unterschiedlicher Lebensbedingungen. Auch wenn diese Ausgangsbedingungen weitgehend Konsens unter den Forschenden hervorrufen dürften, ist das Wissen um eben diese Zusammenhänge eher gering, was wiederum daran liegt, dass diese drei Bereiche eher getrennt und fachlich nicht übergreifend diskutiert werden.

Die Debatte in der Ungleichheitsforschung war in Deutschland in den vergangenen zwanzig Jahren sehr lebendig und kontrovers: Ursachen, Anlässe, Erscheinungsformen, unterschiedlich risikobelastete Lebenslaufabschnitte, Zeitmuster und bisweilen auch (städtische) Kontexte wurden thematisiert. Dadurch ist nicht nur eine hohe Paradigmenvielfalt, sondern auch eine Verschiebung von der materiellen auf die kulturelle Ebene vollzogen worden (s. o.). Wenn aufgrund der vielfältigen Debatte behauptet wird, der Ungleichheitsforschung sei der Gegenstand verloren gegangen (vgl. Sopp 2000), dann ist es – insbesondere dann, wenn die Ungleichheit in einer Gesellschaft wieder zunimmt – umso eher notwendig, diese einzelnen Teildiskurse zu ordnen und aufeinander zu beziehen.

Das zentrale Problem für unsere Fragestellung ist, dass die breite Debatte über die Formen sozialer Ungleichheit von den Stadt- und Regionalsoziologen/innen und den Geografen/innen¹⁷ kaum wahrgenommen und schon gar nicht angemessen eingeordnet wird. Es werden einzelne Facetten sozialer Ungleichheit herausgelöst, weil man auf Informationen aus der Statistik angewiesen ist resp. ohnehin ein veraltetes Ungleichheitsmodell (beispielsweise ein Schichtungsmodell) im Kopf hat. Auch Segregation nach Gender-Mustern resp. entlang der Logik der ‚dual‘, ‚dreigeteilten‘ oder auch ‚quartered city‘ (vgl. Blanke et al. 1986; Häußermann und Siebel 1989, 1991; Marcuse 1989) folgen je spezifischen Vorstellungen strukturierter sozialer Ungleichheit, die in dieser Weise unter den Ungleichheits-Experten/innen nicht zu finden ist (selbst die Gender-Fragestellungen folgen momentan eher den kulturellen Reproduktionsmustern als denen struktureller Ungleichheit, vgl. Löw 2001).

Das Problem der aktuellen Segregationsforschung vergrößert sich dadurch, dass auch dem Raum nicht die Bedeutung geschenkt wird, die unter Experten/innen in diesem Bereich seit etwa fünfzehn Jahren (wieder) dargelegt wird. Raum folgt hier weitgehend

¹⁷ Das unterstellt, dass im Wesentlichen von diesem Kreis Segregationsforschung betrieben wird.

seiner territorialen Festlegung, die durch spezifische Sozialstrukturen (in der Regel unterschiedliches Ausmaß von Konzentrationen) bestimmt ist. Ist man an der residenziellen Segregation in ihrer Bedeutung für soziale Prozesse resp. an dem Verständnis der Ursachen von (möglicherweise unerwünschten) Konzentrationen sozialer Gruppen im Raum interessiert, so muss man die soziale Bedeutung des Raumes in Betracht ziehen, wie es Hamm (1982) bereits frühzeitig eingefordert hat (s. o.).

Also: Weder die Ungleichheitsforschung noch die sozialwissenschaftlichen Bedeutungen des Raumes für die soziale Organisation haben in die Segregationsforschung, die gerade einen – oftmals als problematisch angesehenen – Aspekt gesellschaftlicher Organisation im Raum thematisiert, einen angemessenen Eingang gefunden. Vor diesem Hintergrund ist dann die geringe Reflexion der Zuweisungsprozesse in Teilterritorien nicht mehr überraschend.

Ergebnisse der Segregationsforschung

Die quantitativ-empirische Segregationsforschung brachte eine Reihe empirischer Regelmäßigkeiten und Deutungsangebote, die vor allem im Hinblick auf Integration und Vorstellungen über Integration bedeutsam sind:

- Segregation nimmt im Laufe der Zeit zu; dieses wurde – auf den Modernisierungsthesen Durkheims aufbauend – auf die mit der Modernisierung einhergehende zunehmende Arbeitsteilung und die daraus folgenden zunehmenden Ausdifferenzierungen zurückgeführt und schließlich den daraus ableitbaren Distinktionsmöglichkeiten und -interessen zugeschrieben, was auch ein geografisches Auseinanderrücken der Gesellschaft nach sich zöge.
- Die höchsten Segregationswerte weisen die Gruppen auf, welche sich am Rand der sozialen Hierarchien befinden – hier werden jedoch die inhaltlich denkbaren Unterschiede durch statistisch-mathematische Logiken überlagert, die kaum inhaltlich interpretiert werden sollten: Jede Gruppe am (oberen oder unteren) Rand hat nur eine „Nachbar“gruppe und muss daher – soziale Distinktion/Distanz spiegelt sich in geografischer Distanz wider – höhere Segregationswerte haben („edge effect“ – vgl. Dangschat 2004).
- Die stärksten Segregationsmuster werden durch die Merkmale Ethnie/Nationalität/Rasse sowie Einkommen/Vermögen/soziale Schicht erzeugt, zumal sie sich kausal wechselseitig verstärken.
- Städte, deren Wohnungsmarkt ein „Eigentümer-Markt“ ist, haben höhere Segregationswerte als solche, in denen der Mietwohnsektor dominant ist; allerdings haben größere Gebiete, die durch – sich als starke Barrieren erweisende – öffentlich geförderte Wohnungssegmente bestimmt sind, ebenfalls eher höhere Werte der Konzentration sozialer Gruppen.
- Die Segregationswerte zwischen sozialen Gruppen sind (insbesondere in einem Eigentümer-Markt) höher als es die betroffenen sozialen Gruppen intendieren resp. für richtig halten.

- Konzentrationen von eher abgelehnten Bevölkerungsgruppen werden tendenziell als zu hoch eingeschätzt („angstgeweitete Pupillen“).
- Es gibt empirisch bestimmbare Konzentrationen von Ethnien/Rassen („tipping points“), welche zu verstärkten Auszügen von solchen Gruppen führen, die sich von diesen Zuwanderern „bedroht“ fühlen; es gibt mehrere solcher „Umkip-Punkte“ im Verlauf eines Austauschs zweier Gruppen der Wohnbevölkerung.¹⁸

Von der quantitativ-empirischen Segregationsforschung werden zudem zwei Interpretationsangebote gemacht:

- Der Indikatorwert gibt eine unmittelbare Auskunft darüber, wie viele der Minoritäten umziehen müssten, damit eine Gleichverteilung entsteht. Dieses Interpretations-Angebot erzeugt zwei Probleme: Es ist mathematisch falsch (weil der Prozentsatz davon abhängt, ob der Umzug „optimal“ im Sinne einer zu erreichenden Gleichverteilung ist – nämlich immer von einem Überzahl- in ein Unterzahlgebiet), dann aber wäre der Prozentsatz nur halb so hoch, weil jeder „richtige“ Umzug einen doppelten Effekt im Quell- und Zielgebiet erzeugt.
- Schließlich ist das Referenzstadium „Gleichverteilung“ problematisch, weil dahinter sowohl die Integrationsvorstellung nach dem ‚melting-pot‘-Modell steht und weil zudem von einer nahezu deterministischen Wirkung des Wohnumfeldes auf die Chance zu einer gelungenen Integration in die Gesamtgesellschaft ausgegangen wird. Konsequenterweise interpretiert Friedrichs (1995: 80) den Wert einer ungleichen Verteilung der Wohngebiete sozialer Gruppen im städtischen Raum als Maß für die (Des-)Integration einer Gesellschaft. Auch diese Interpretation ist fragwürdig, weil das Nahe-bei-einander-Wohnen nur ein Element sozialer Nähe ist; Aktionsräume, Verkehrskreise und Kontaktnetzwerke sind gerade heute aufgrund der technologischen Entwicklung und der gestiegenen Mobilität zunehmend von der territorialen Bindung unabhängig.

Weitgehender Konsens besteht innerhalb der Wissenschaften zumindest darin, dass sich die vielfältigen Muster sozialer Ungleichheit im Raum niederschlagen. Ein Unterschied besteht jedoch darin, ob es sich um eine reine „Spiegelung“ sozialer Ungleichheit in den Raum oder um gesellschaftliche Prozesse der Verschärfung, Verlagerung und Verringerung sozialer Ungleichheit handelt.¹⁹ Hinter den Polarisierungstendenzen der Großstädte

¹⁸ Auch wenn sich für ein Quartier empirisch solche Umkip-Punkte ex post eindeutig bestimmen lassen, ist fraglich, was dies für die Prognose in anderen Gebieten bedeutet. Da die Menschen nicht auf statistische Größen reagieren, sondern auf eigene Interpretationen von störender Fremdheit, helfen hier meines Erachtens Wahrscheinlichkeiten und generalisierende Aussagen nur wenig.

¹⁹ Diese Unterscheidung variiert häufig mit der Raumvorstellung: Folgt man dem Container-Modell, dann sind Segregations- und Konzentrationsmuster nichts anderes als ein gut messbares Abbild sozialer Ungleichheit; folgt man hingegen der Vorstellung eines gesellschaftlichen Raumes, dann ist das Segregations- und Konzentrationsmuster nicht nur der Ausdruck gesellschaftlicher Kräfte und sozialer Prozesse, in denen sozialräumliche Nehen ausgehandelt werden und der Umgang mit sozialer Verschiedenheit auf engstem Raum zum Ausdruck kommt, sondern gleichzeitig ein Prozess der Reproduktion sozialer Ungleichheit (vgl. Bourdieu 1991; Anhut, Heitmeyer 2000).

stehen nach Häußermann und Siebel (1990: 5) drei Arten von Prozessen: die *ökonomische Spaltung* nach Eigentum, Einkommen und der Position auf dem Arbeitsmarkt, die *soziale Spaltung* nach Bildung, sozialer Integration und Position auf dem Wohnungsmarkt sowie die *kulturelle Spaltung* nach ethnischer Zugehörigkeit, Religion und normativen Orientierungen. Marcuse (1989) geht von einer in spezifische Quartiere zerfallenden Stadt aus („quartered city“). Ihn interessieren dabei vor allem die funktionalen Zuordnungen der Bewohner/innen über den Arbeitsmarkt einer ‚global city‘ und die infrastrukturelle Ausstattung der einzelnen Quartiere.

6 Unklarheiten, Ausgeblendetes, Übergangenes

Es gibt also eine Reihe deskriptiver Ergebnisse der Segregationsforschung, welche die These von bestehenden Regelmäßigkeiten sozial-struktureller Organisation im Raum unterstützen. Dennoch geben diese Ergebnisse wenig für die Frage einer „richtigen“ Steuerung her, denn es werden die Ursachen weitgehend ausgeblendet und die dahinter stehende normative Frage am liebsten umgangen oder implizit in Richtung eines Gleichverteilungs-Modells entschieden, das es aber niemals in einer Stadt gab und das von den mobilen Bevölkerungsgruppen abgelehnt wird. Es gibt daher eine Reihe von Unklarheiten, viel Unreflektiertes und eine große „Schüssel Brei“, um den die Wissenschaftler/innen lieber einen großen Bogen machen:

- Welche Bedeutung haben konkrete Anteilswerte oder auch statistische Informationen über die Heterogenität/Zusammensetzung der ethnischen Minoritäten?
- Wie stabil sind die Muster der residenziellen Segregation? Sind diese vorübergehend und überwiegend „freiwillig“ (und damit sehr viel positiver zu bewerten) oder ein Hinweis auf dauerhafte und zwangsweise Zuweisung zu Orten? (Was dann die Frage der Exklusion hervorruft; siehe den Beitrag von Kronauer in diesem Band.)
- Aus der wissenschaftlichen und umsetzungspraktischen Debatte wird völlig ausgeblendet, dass eine Konzentration sozialer Gruppen im Raum letztlich auch durch eine Fülle gleichgerichteter Umzugsentscheidungen von Haushalten entsteht. In der wissenschaftlichen Debatte wird darüber nicht mit gesamtgesellschaftlicher Verantwortung argumentiert (oder einem sonstigen Argument des Gemeinwohls), sondern man beruft sich selbstverständlich auf den freien Willen mündiger Bürger/innen. Dabei gerät die Tatsache völlig aus dem Blick, dass infolge der Summen dieser „freiwilligen“ Entscheidungen in spezifischen Stadtgebieten die Integrationsarbeit von Zuwanderern und von gesellschaftlichen Randgruppen im nachbarschaftlichen Alltag oder in den Schulen geleistet wird resp. benachteiligende Wohn- und Wohnumfeldsituationen erlebt werden, während an anderer Stelle moderner Lebensstil (als Leitkultur – von der Konsumorientierung bis zur politisch korrekten Multikulti-Haltung) inszeniert oder beruflich günstige Netzwerke ausgebildet werden.
- Aus welchem Blickwinkel (autochthone Mehrheit oder allochthone Minderheit) wird die Konzentration betrachtet? Je nach Blickwinkel ergeben sich andere Erwartungen und Bewertungen resp. werden gerade die Spielräume nicht gegeben, die als besonders wichtig erachtet werden (vgl. Heitmeyer und Anhut 2000). Die zentrale Frage bleibt von

der Wissenschaft noch unbeantwortet: Wie viel Konzentration ist für wen positiv und wie „feinkörnig“ soll die Mischung unterschiedlicher Gruppen sein? Wichtiger dürfte jedoch sein, wie die Inter-Gruppen-Beziehungen tatsächlich gestaltet werden.

- In der Segregationsforschung wird die ungleichmäßige Verteilung der Wohnstandorte in einer Stadtregion analysiert – andere Formen der Raumnutzung bleiben dabei unberücksichtigt. Aktionsräume wurden in den 1970er-Jahren allenfalls in ihrer formalen Form sozial selektiv untersucht, nicht aber, was Überschneidungen, Parallelitäten bedeuten. Insbesondere die selektive Nutzung des öffentlichen Raumes (Plätze, Parks, Straßen) wurde in seiner (des-)integrativen Nutzung selten analysiert. Wie kann der „öffentliche Raum“ integrativ wirksam sein? Durch seine Ausstattung (materielles Substrat), durch die Vielzahl sozialer Gruppen resp. eine möglichst hohe Homogenität (Symbolik), durch Partizipationsprozesse bei deren (Um-)Gestaltung oder Betreuung oder sind es die subjektiven, jedoch gruppenspezifischen Konstruktionen von raumbezogener Qualität, die bedeutsam dafür sind, sich den Raum (zumindest temporär) anzueignen? (Vgl. Dangschat et al. 2006.)
- Welches Integrationsmodell gilt als „Leitkultur“ – das des ‚melting pot‘ oder das der ‚salad bowl‘? Die Entscheidung darüber steht in einem engen Zusammenhang mit den Konzentrationsmustern sozialer (Rand-)Gruppen. Denn folgt man den ‚melting-pot‘-Vorstellungen, dann verbieten sich ethnische Konzentrationen oder auch bestimmte Szene-Viertel, während nach der ‚salad-bowl‘-Vorstellung gerade die sozial-räumliche Distanzierung von Klassen, sozialen Lagen und sozialen Milieus sinnvoll ist. Aus der Tradition der Integrationsforschung, stärker aber noch als normativer Hintergrund der Handelnden im politisch-administrativen System, ist die Sichtweise die des ‚melting pot‘ – diese Position haben aber die klassischen Einwanderungsländer in ihrer Leitkultur längst aufgegeben. Das in Kanada entwickelte Bild der multikulturellen Gesellschaft verfolgt eindeutig das ‚salad-bowl‘-Modell und auch Siebel (1997) schreibt von der Notwendigkeit einer „binnenintegrativen Segregation“, d. h. einem gewissen Grad an (überwiegend freiwilliger) Segregation, die jedoch über eine Klammer gemeinsamer Werte zusammengehalten wird. Dem steht die Furcht vor „Parallelgesellschaften“ gegenüber, wie sie vor allem von Heitmeyer (1998) formuliert werden – wie berechtigt dies sein kann, zeigen die jüngsten Pogrome in den Niederlanden.
- Wenn die bestehenden und deskriptiv bekannten Muster der Segregation nach sozioökonomischen Kategorien durch solche nach soziokulturellen Gesichtspunkten überlagert werden, entsteht daraus eine Verschärfung bestehender Ungleichheitslagen oder gibt es eher kompensatorische Wirkungen?
- Aktuell wird intensiv über „kreative Milieus“/„Klassen“ resp. „kreative Industrien“ und „lernende Regionen“ gesprochen, sei es, um sie als neues Phänomen zu beschreiben oder aber, um sie im Sinne der Standortsicherung und -entwicklung zu instrumentalisieren. Bislang ist wissenschaftlich wenig über deren Entstehungsbedingungen und Stabilisierung, ihre Raum- und Zeitmuster bekannt. Inwiefern sich diese neuartigen sozialräumlichen Konfigurationen im Sinne von „Industrien“ oder aber zu zivilgesellschaftlichen Formationen nutzen und entwickeln lassen, ist noch wenig untersucht worden.

Literatur

- Alisch, M. (2002): Soziale Stadtentwicklung. Widersprüche, Kausalitäten und Lösungen. Opladen.
- Alisch, M.; Dangschat, J. S. (1996): Die Akteure der Gentrifizierung und ihre „Karrieren“. In: Friedrichs, J.; Kecskes, R. (Hrsg.): Gentrification. Theorien und Forschungsergebnisse. Opladen, S. 95–29.
- Alisch, M.; Dangschat, J. S. (1998): Armut und soziale Integration. Strategien sozialer Stadtentwicklung und lokaler Nachhaltigkeit. Opladen.
- Anhut, R.; Heitmeyer, W. (2000): Desintegration, Konflikt und Ethisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption. In: Heitmeyer, W.; Anhut, R. (Hrsg.) (2000): S. 17–75.
- Atkinson, R.; Kintrea, K. (2004): 'Opportunities and Despair, It's All in There': Practitioner Experiences and Explanations of Area Effects and Life Changes. In: Sociology, 3/38, S. 437–455.
- Atteslander, P.; Hamm, B. (1974): Einleitung: Grundzüge einer Siedlungssoziologie. In: Atteslander, P.; Hamm, B. (Hrsg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Köln, S. 11–32.
- Barlösius, E.; Ludwig-Mayerhofer, W. (Hrsg.) (2001): Die Armut der Gesellschaft.
- Beck, U. (1995): Die „Individualisierungsdebatte“. In: Schäfers, B. (Hrsg.): Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder, theoretische Kontroversen. Opladen, S.185–198.
- Berger, P. A.; Vester, M. (Hrsg.) (1998): Alte Ungleichheiten – Neue Spaltungen. Sozialstrukturanalyse 11. Opladen.
- Berking, H.; Neckel, S. (1990): Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. Zu einigen Formen nachtraditionaler Vergemeinschaftung. In: Berger, P. A.; Hradil, S. (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt, Sonderband 7, S. 481–500.
- Bieback, K.-J.; Milz, H. (Hrsg.) (1995): Neue Armut. Frankfurt am Main.
- Bieligk, A. (1996): „Die armen Kinder“. Armut und Unterversorgung bei Kindern. Belastungen und ihre Bewältigung. Essen.
- Breckner, I. (1995): Wohnungsarmut als Aspekt der Lebenslage. In: Bieback, K.-J.; Milz, H. (Hrsg.) (1995), S. 260–283.
- Breckner, I.; Heinelt, H.; Krummacher, M.; Oelschlägel, D.; Rommelspacher, T.; Schmals, K. M. (Hrsg.) (1989): Armut im Reichtum. Erscheinungsformen, Ursachen und Handlungsstrategien in ausgewählten Großstädten der Bundesrepublik. Bochum.
- Bremer, P.; Gestring, N. (1997): Urban Underclass – neue Formen der Ausgrenzung auch in deutschen Städten? In: PROKLA – Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 27, Heft 106, S. 55–76.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderheft 2, Göttingen, S. 183–198.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadträume. Frankfurt am Main & New York, S. 25–34.
- Camagni, R. (1995): The Concept of Innovative Milieu and Its Relevance for Public Policies in European Lagging Regions. In: Regional Science 4/1995, S. 317–340.
- Camagni, R. (1999): The City as a Milieu: Applying GREMI's Approach to Urban Evolution. In: Revue d'Economie Régionale et Urbaine 3, S. 591–606.
- Crevoisier, O.; Camagni, R. (2000): Les milieux urbains: innovation, systèmes de production, et ancrage. Neuchâtel.
- Dangschat, J. S. (1994): Segregation – Lebensstile im Konflikt, soziale Ungleichheiten und räumliche Disparitäten. In: Dangschat, J. S.; Blasius, J. (Hrsg.) (1994), S. 426–445.
- Dangschat, J. S. (1995a): „Stadt“ als Ort und als Ursache von Armut und sozialer Ausgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B31–32/95, S. 50–62.

- Dangschat, J. S. (1995b): Armut als Folge der Modernisierung des städtischen Wirtschaftsstandortes. In: Standpunkt: sozial. Hamburger Forum für soziale Arbeit. 3/1995, S. 6–14.
- Dangschat, J. S. (1996a): Zur Armutsentwicklung in deutschen Städten. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) (Hrsg.): Agglomerationsräume in Deutschland. Ansichten, Einsichten, Aussichten. Forschungs- und Sitzungsberichte der ARL, Band 199, Hannover, S. 51–76.
- Dangschat, J. S. (1996b): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? – Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In: Schwenk, O. G. (Hrsg.): Lebensstile zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Opladen, S. 83–119.
- Dangschat, J. S. (1997a): Entwicklung sozialer Problemlagen als Herausforderung für die Soziale Stadt. In: W. Hanesch (Hrsg.): Überlebt die soziale Stadt? Konzeption, Krise und Perspektiven kommunaler Sozialstaatlichkeit. Opladen, S. 77–108.
- Dangschat, J. S. (1997b): Reichtum und Wohlstand auf Kosten der Armen. Folgen der städtischen Modernisierung für wachsende Einkommenspolarisierung und Segregation. In: Huster, E.-U. (Hrsg.) (1997): Reichtum in Deutschland. Die Gewinner der sozialen Polarisierung. Frankfurt am Main & New York, S. 321–335.
- Dangschat, J. S. (1997c): Armut und sozialräumliche Ausgrenzung in den Städten der Bundesrepublik Deutschland. In: Friedrichs, J. (Hrsg.): Die Städte in den 90er Jahren. Opladen, S. 167–212.
- Dangschat, J. S. (Hrsg.) (1999a): Modernisierte Stadt – Gespaltene Gesellschaft. Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung. Opladen.
- Dangschat, J. S. (1999b): Armut durch Wohlstand. In: Dangschat, J. S. (Hrsg.) (1999a): S. 13–41.
- Dangschat, J. S. (2004): Konzentration oder Integration? – Oder: Integration durch Konzentration? In: Kecskes, R.; Wagner, M.; Wolf, C. (Hrsg.): Angewandte Soziologie. Wiesbaden, S. 45–76.
- Dangschat, J. S.; Blasius, J. (Hrsg.) (1994): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden. Opladen.
- Dangschat, J. S.; Fasenfest, D. (1995): (Re)structuring Urban Poverty: The Impact of Globalization on Its Extent and Spatial Concentration. In: Chekki, D. A. (Hrsg.): Urban Poverty in Affluent Nations. Research in Community Sociology, Vol. V, S. 35–61.
- Dangschat, J. S.; Gruber, S.; Gstöttner, S.; Witthöft, G.; Breitfuss, A. (2006): Integration im öffentlichen Raum. Stadt Wien, Magistratsabteilung 18 (Hrsg.): Werkstattbericht, Nr. 82.
- Difu (Deutsches Institut für Urbanistik) (2003): Strategien für die soziale Stadt. Erfahrungen und Perspektiven – Umsetzung des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“ <<http://www.sozialestadt.de/veroeffentlichungen/endbericht/>>.
- De Vries, J.; Perry, T. (2003): Zukünftige Nachfrager und die Wohneigentumsbildung. In: vhw Forum Wohneigentum, 4/2003, S. 210–214.
- Dietz, B. (1997): Soziologie der Armut. Eine Einführung. Frankfurt am Main & New York.
- Dietrich, B. (1999): Klassenfragmentierung im Postfordismus. Geschlecht Arbeit Rassismus Marginalisierung. Hamburg & Münster.
- Döring, D.; Hanesch, W.; Huster, E.-U. (Hrsg.) (1990): Armut im Wohlstand. Frankfurt am Main.
- Eder, S. (2003): Neuartige residentielle Stadtstrukturen vor dem Hintergrund postmoderner Gesellschaftsstrukturen. Basel.
- Franz, P. (1999): Innovative Milieus: Extrempunkte der Interpenetration von Wirtschafts- und Wissenschaftssystem. In: Jahrbuch für Regionalwissenschaft 19, S. 107–130.
- Freyberg, T. von (1992): Städtische Modernisierung und soziale Polarisierung. Anmerkungen zur Armutsentwicklung in Frankfurt/Main. In: Freyberg, T. von et al. (Hrsg.) (1992): S. 49–68.
- Freyberg, T. von (1996): Der gespaltene Fortschritt. Zur städtischen Modernisierung am Beispiel Frankfurt am Main. Frankfurt am Main & New York.

- Freyberg, T. von; Koch, K.; Petersen, K. H. (Hrsg.) (1992): Armut in Frankfurt. Probleme der Armutsberichterstattung. Offenbach.
- Friedrich, M. (1999): Die räumliche Dimension städtischer Armut. In: Dangschat, J. S. (Hrsg.) 1999a: S. 263–288.
- Friedrichs, J. (1983): Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Opladen.
- Friedrichs, J. (1995): Stadtsoziologie. Opladen.
- Friedrichs, J.; Blasius, J. (2000): Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen.
- Friedrichs, J.; Kecskes, R. (Hrsg.) (1996): Gentrification. Theorie und Forschungsergebnisse. Opladen.
- Geißler, R. (1985): Die Schichtungstheorie von Theodor Geiger. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, S. 387–410.
- Geißler, R. (1994): Pluralisierte Schichtstruktur der modernen Gesellschaft: Zur aktuellen Bedeutung des Schichtbegriffs. In: Geißler, R. (Hrsg.): Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland. Stuttgart, S. 6–36.
- Geißler, R. (1996): Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48, Heft 2, S. 319–338.
- Glatzer, W.; Hübinger, W. (1990): Lebenslagen und Armut. In: Döring, D. et al. (Hrsg.) 1990: S. 31–55.
- Greiffenhagen, S.; Neller, K. (Hrsg.) (2005): Praxis ohne Theorie? Wissenschaftliche Diskurse zum Bundesländer-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt“. Wiesbaden.
- Hamm, B. (1982): Einführung in die Siedlungssoziologie. München.
- Häußermann, H. (1997): Armut in den Großstädten – eine neue städtische Unterklasse? In: Leviathan 25, Heft 1, S. 12–27.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1989): Neue Urbanität. Frankfurt am Main.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1990): Bausteine zu einem Szenario zur Entwicklung von Berlin. Sozialräumliche Struktur und Steuerung des Wachstums. Mimeo.
- Häußermann, H.; Siebel, W. (1991): Polarisierung der Städte und Politisierung der Kultur: Einige Vermutungen zur Zukunft der Stadtpolitik. In: Heinelt, H.; Wollmann, H. (Hrsg.): Brennpunkt Stadt. Stadtforschung aktuell, Band 31, Boston et al.
- Heitmeyer, W. (1998): Versagt die „Integrationsmaschine“ Stadt? Zum Problem der ethnisch-kulturellen Segregation und ihren Konfliktlagen. In: Heitmeyer, W.; Dollase, R.; Backes, O. (Hrsg.) 1998: Die Krise der Städte. Frankfurt am Main, S. 443–468.
- Heitmeyer, W.; Anhut, R. (Hrsg.) (2000): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim & München.
- Helbrecht, I. (1997): Stadt und Lebensstil. Von der Sozialraumanalyse zur Kulturraumanalyse? In: Die Erde 128, S. 3–16.
- Henckel, D.; Eberling, M. (Hrsg.) (2002): Raumzeitpolitik. Opladen.
- Hradil, S. (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen.
- Hradil, S. (1991): Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung“. In: Soziale Welt 3/52, S. 273–282.
- Hradil, S. (1992): Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: Hradil, S. (Hrsg.): Zwischen Bewusstsein und Sein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen. Opladen, S. 1–55.
- Hübinger, W. (1989): Zur Lebenslage und Lebensqualität von Sozialhilfeempfängern. In: Sozialer Fortschritt 8, S. 172–180.
- Hübinger, W. (1996): Prekärer Wohlstand. Neue Befunde zu Armut und sozialer Ungleichheit. Freiburg.

- Jaschke, H.-G. (1992): Neue Armut und Stadtentwicklung. Welche Rolle spielt „Armut“ in der neueren politischen und wirtschaftlichen Stadtdebatte? In: Freyberg et al. (Hrsg.) (1992): S. 7–18.
- Klocke, A.; Hurrelmann, K. (Hrsg.) (2001): Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen & Wiesbaden.
- Koch, M. (2003): Arbeitsmärkte und Sozialstrukturen und Europa. Wiesbaden.
- Kohlmorgen, L. (2004): Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus. Münster.
- Konietzka, D. (1995): Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext. Zur Analyse soziokultureller Ungleichheiten. Opladen.
- Kreckel, R. (1992): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt am Main & New York.
- Kronauer, M. (1997): „Soziale Ausgrenzung“ und „Underclass“: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: Leviathan 25, Heft 1, S. 28–49.
- Kronauer, M. (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt am Main & New York.
- Lange, S. (2006): Landscapes of Scenes. Socio-spatial strategies of Culturepreneurs in Berlin. In: d’Hauteserre, A.-M.; Terkenli, T. S. (Hrsg.): Landscapes of a new cultural economy of space. Kluwer Academic Publishers.
- Läpple, D. (1991): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, H.; Ipsen, D.; Krämer-Badoni, T.; Läpple, D.; Rodenstein, M.; Siebel, W. (Hrsg.): Stadt und Raum – Soziologische Analysen. Pfaffenweiler, S. 157–207.
- Leibfried, S.; Voges, W. (Hrsg.) (1992): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 32, Opladen.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main.
- Lutz, B. (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main & New York.
- Marcuse, P. (1989): „Dual City“: A Muddy Metaphor for a Quartered City. In: International Journal of Urban and Regional Research 13, S. 697–708.
- Mutschler, R. (1995): Wohnungsnot und Armut. In: Bieback, K.-J.; Milz, H. (Hrsg.) Neue Armut. Frankfurt am Main (1995): S. 235–259.
- Perry, T.; Appel, C. (2004): Trendmonitoring im Wohnungsmarkt. In: vhw Forum Wohneigentum, 1/2004, S. 3–10.
- Rink, D. (2002): Lebensweise, Lebensstile und Lebensführung. Soziologische Konzepte zur Untersuchung von nachhaltigem Leben. In: Rink, D. (Hrsg.): Lebensstile und Nachhaltigkeit. Konzepte, Befunde und Potentiale. Opladen, S. 27–52.
- Rohland, P.; Hallenberg, B. (2004): Auf dem Weg zu einer nachfrageorientierten Verbandspolitik des vhw. In: vhw Forum Wohneigentum, 4/2004, S. 170–175.
- Schader-Stiftung (Hrsg.) (2001): Politische Steuerung der Stadtentwicklung. Das Programm „Soziale Stadt“ in der Diskussion. Darmstadt.
- Schmals, K. M.; Wolff, A. (2003): „Nachfrageorientierte Wohnungspolitik“ – Weiterentwicklung des Projektes. In: vhw Forum Wohneigentum, 4/2003, S. 202–209.
- Schroeder, J. (2000): Bildung im geteilten Raum. Schulentwicklung unter Bedingungen von Einwanderung und Verarmung. Hamburg. Unveröff. Habilitation.
- Siebel, W. (1997): Die Stadt und die Zuwanderer. In: Häußermann, H.; Oswald, I. (Hrsg.) (1997a): Zuwanderung und Stadtentwicklung. Leviathan, Sonderheft 17/1997, S. 30–41.
- Sinus Sociovision (2003): 3SC Trendforschung Deutschland 2003. Heidelberg.
- Sopp, P. (2000): Zum Stand der Ungleichheitsforschung. Vortrag im Rahmen des 1. ARL-Workshops „Soziale Ungleichheit und Segregation“ (08./09.06.2000, Berlin). Mimeo.

- Vester, M. (1994): Die verwandelte Klassengesellschaft. Modernisierung der Sozialstruktur und Wandel der Mentalitäten in Westdeutschland. In: Mörrth, I.; Fröhlich, G. (Hrsg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main & New York, S. 129–166.
- Vester, M.; Oertzen, P. von; Geiling, H.; Hermann, T.; Müller, D. (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt am Main.
- Walther, U.-J. (Hrsg.) (2002): Soziale Stadt – Zwischenbilanzen. Ein Programm auf dem Weg zur Sozialen Stadt? Opladen.
- Walther, U.-J.; Mensch, K. (Hrsg.) (2004): Armut und Ausgrenzung von der „Sozialen Stadt“. Konzepte und Rezepte auf dem Prüfstand. Darmstadt.
- Wilson, W. J. (1987): The Truly Disadvantaged: The Inner City, the Underclass and Public Policy. Chicago.
- Wilson, W. J. (1996): When Work Disappears. The World of the New Urban Poor. New York.
- Wood, P. (2003): The Cycle of Urban Creativity. Der Kreislauf urbaner Kreativität. In: Liebmann, H.; Robischon, T. (Hrsg.): Städtische Kreativität – Potenzial für den Stadtumbau. Erkner & Darmstadt, S. 26–28.
- Zimmermann, G. E. (1996): Armut in der Großstadt. Zur Konzentration von Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Sozialhilfe. In: Schäfers, B.; Wewer, G. (Hrsg.): Die Stadt in Deutschland. Soziale, politische und kulturelle Lebenswelt. Opladen, S. 105–122.